

Christoph Mörgeli über den Beamten, der die Schutzmasken verlauierte

Nummer 14 – 2. April 2020 – 88. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCH



Die Rache des Regenwalds

Indem wir die Natur zerstören, entfesseln wir die Reservoirs der Viren.

Von James Hamilton-Paterson

Pandemie der Panik

Ist die Corona-Kur schlimmer als die Krankheit? Die Skepsis wächst.

Von Katharina Fontana, Beat Gygi und Martin van Creveld

«Schwarz und Frau? Es war kein Nachteil»

Erfrischende Einsichten der neuen Deza-Chefin Patricia Danzi

Good News aus Kolumbien
Wo die Firma Glencore
Wunder tut



Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.erlenkönig.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 Zi. und 4 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete ab 2'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8413 **Neffenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis 1'560'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.chlimbergsteig.ch



5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'271'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch



4 ½ und 5 ½ Eigentumswohnungen
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 881'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



4 ½ Zi. Eck-Einfamilienhaus
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis 1'491'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch



5 ½ Doppel-Einfamilienhäuser
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 1'291'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnung
8953 **Dietikon**, Ingrid Stiefel Tel. 044 316 13 11
Preis CHF 931'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.duo-dietikon.ch



6 ½ und 7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 1'261'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.nidolino-ottenbach.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Gattikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8484 **Weisslingen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'371'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.paradislig.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8103 **Unterengstringen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'841'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ u. 5 ½ Zi. EFH
8127 **Aesch-Maur**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 506'000.-, Bezug ab Herbst 2020
www.ammuelibach.ch



7 ½ Zi. Einfamilienhäuser inkl. Parkierung
8458 **Dorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'130'500.-, Bezug ab Sommer 2021
www.calmacasa.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'116'000.-, Bezug ab Herbst 2021
www.leuberg.ch



Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef 
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Alle Objekte im Überblick:
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden Immobilienmessen teil:

EIGENHEIM MESSE SCHWEIZ
Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
3. - 6. Sept. 2020, Messe Zürich, Halle 5

SVIT IMMOBILIEN-MESSE IN ZÜRICH
26. - 28. März 2021, Lake Side Zürich



Neue Kraft in Bern: Patricia Danzi.

Vielleicht könnte sich diese Personalie als Glücksgriff von Aussenminister Ignazio Cassis erweisen. Am 1. Mai tritt Patricia Danzi, Jahrgang 1969, die Nachfolge von Manuel Sager als Direktorin der Schweizer Entwicklungshilfe an. Im Gespräch mit den *Weltwoche*-Redaktoren Roman Zeller und Roger Köppel beeindruckte die Zentralschweizerin mit einer faszinierenden Biografie und ihrer entwaffnend unverkrampften Art. Mutter Schweizerin, Vater Nigerianer, durchlebte Danzi ihre Kindheit in Zug. Sie studierte Agronomie in Nebraska, machte nebenbei aber auch im leichtathletischen Siebenkampf Furore. Die Olympiateilnehmerin von 1996 kletterte im IKRK die Laufbahnleiter hoch und führt heute anerkannt und mit Erfolg die Regionalstelle Afrika mit 7700 Mitarbeitern. Die *Weltwoche* hat mit Danzi über Diplomatie und Politik gesprochen, über Entwicklungshilfe und die Zukunft Afrikas. Ihr Leben zwischen den Kulturen war ebenso Thema wie die Auswirkungen der Corona-Krise auf die Dritte Welt. Auf die Frage, ob sie in ihrem Beruf als Frau mit dunkler Haut Nachteile gehabt habe, konterte Danzi lachend: «Im Gegenteil.» Seite 28

Wie werden die nächsten Tage und Wochen der Corona-Epidemie verlaufen? ETH-Professor Reza Abhari hat ein komplexes Modell entwickelt und sagt voraus, dass wir in der Schweiz bis Mitte April einen Höhepunkt an Todesfällen erreichen werden. «Die Prognosen gehen davon aus, dass zwischen dem 22. Februar und dem 11. April 720 Todesfälle von 83 300 Covid-19 Fällen zu verzeichnen sind und 73 300 sich er-

holt haben werden.» Danach sei die Krise jedoch noch längst nicht ausgestanden. Abhari warnt vor einer zu frühen Lockerung der staatlichen Restriktionen. Die *Weltwoche* dokumentiert die Kernpunkte der Studie. Inzwischen hat der Krisenstab des Bundesrates den Professor kontaktiert, um zu prüfen, wie die Erkenntnisse seiner Studie für den Kampf gegen Covid-19 genutzt werden können. Seite 9

Gesichtsmasken nützen bei Gesunden gegen das Coronavirus nichts, behaupten unsere Gesundheitsbehörden. Doch der Verdacht liegt nahe, dass die entsprechenden Schutzmaterialien ganz einfach nicht vorhanden sind. Verantwortlich für die mangelnde Vorsorge an Masken und fiebersenkenden Medikamenten ist Ueli Haudenschild vom Bundesamt für wirtschaftliche Landesversorgung (BWL). Christoph Mörgeli porträtiert diesen Chefbeamten, der seit bald drei Jahrzehnten auf demselben Posten sitzt. Dabei fand Haudenschild ausgiebig Freizeit fürs Fotografieren, fürs Politisieren und für die Freimaurerei. Seite 12

Seine Tochter, die Virologin an einer amerikanischen Universität ist, fragte Max Burger schon Anfang Januar, wie seine Heimatstadt Hongkong auf das neue Virus reagiere. Der Schweizer lebt seit fünfzehn Jahren in der Millionenmetropole, die unmittelbar an Festlandchina grenzt. Er berichtet, dass die Stadt weitgehend normal funktioniere, allerdings mit verschärften Richtlinien und Massnahmen, die man sich in Hongkong seit der Sars-Pandemie 2003 «antrainiert» habe. Burger kritisiert die einseitige Anti-China-Berichterstattung vieler westlicher Medien. Seite 36

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit www.medicjobs.ch qualifiziertes Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.medicjobs.ch



Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Mitglied der Chefredaktion: Beat Gygi (Wirtschaft)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Michael Bahnerth, Alex Baur, Erik Ebnetter, Katharina Fontana, Urs Gehrigler (Leitung Ausland), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Thomas Renggli, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (Los Angeles), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Eugen Sorg, Sacha Verna (New York), Tamara Wernli, Max Wey, Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (Art-Director), Jasmin Karim (Bildredaktion)

Korrektur: Cornelia Bernegger (Leitung), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Beat Zaugg, Dieter Zwicky

Website: Alex Merz, Tim Tassonis
Sekretariat: Sabine Mähner (Leitung), Inga Huber

Finanzen und Personal: Bich-Tien Ton Köppel (Leitung)

Verlag:
Verlagsleiter: Sandro Gianini
Anzeigenverkauf: Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst:
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarkung: GLA United
Tarife und Buchungen: weltwoche@gla-united.com

Betriebsleiter: Samuel Hofmann
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Post-Corona-Frühling: Schanghai. Seite 41

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 7 Kommentare
«Massiver Eingriff»
- 8 Politik Autoritäre Zeiten
- 8 Schweiz «Eine grossartige Firma»
- 9 Eilmeldung
Schweiz steuert auf Höhepunkt zu
- 10 Herodot Erste Corona-Lektionen
- 11 Brennpunkt André Helfenstein:
Feuertaufe am Paradeplatz
- 12 **Kopf der Woche**
Ueli Haudenschild, Notfallplaner
- 18 Mörgeli Am Wirtschaftskollaps
Millionen verdienen
- 18 Bodenmann Notstrom-Aggregate
statt Kampfflieger
- 19 Medien Liberaler Schrecken
- 19 Die Deutschen Abschotten!
- 37 Brief aus... Bergamo
- 41 Brief aus... Schanghai
- 42 Ausland Populismus, adieu?

Inland

- 32 Thomas Jordan
Geben Sie den Franken frei
- 50 Lehren aus dem Jahr 1940
Die Schweiz im Zweiten Weltkrieg

Ausland

- 13 Schweden
Thriller in Echtzeit



Nahaufnahme: Plácido Domingo. Seite 48

- 27 Gesetze
Ad absurdum
- 36 China-Bashing hilft nicht weiter
Schweizer in Hongkong
- 39 Inside Washington
Neuer Rekord

Wirtschaft & Wissenschaft

- 16 **Die Rache der Natur**
Viren aus dem Regenwald
- 22 **Pandemie der Panik**
Wie gefährlich ist das Coronavirus?
- 26 **Globalisierung** Gesundheit schützen,
ohne die Wirtschaft zu lähmen
- 46 **Körper auf Gefechtsstation**
Immunität ist das Zauberwort
- 56 **Wo Glencore Wunder tut**
Beim Rohstoffriesen in Kolumbien

Kultur & Gesellschaft

- 25 **Sport** Kaltenbachers Lockdown
- 34 **Länger, besser, böser**
Online-Kultur in Hochform
- 35 **Schön, ist sie da** Erstmals Mutter
in Zeiten von Corona
- 40 **Feigenblatt der Zivilisation**
Toilettenpapier im Fokus
- 43 **Lasst uns vom Tod reden**
Peter Ruch über Prioritäten
- 44 **Ikone der Woche** Allein in Manhattan
- 48 **Plácido Domingo**
Alle liebten ihn
- 49 **Shakespeare** Pusteln auf der Bühne



«Der Frühling kommt,
die Blumen blühen.
Das Leben ist da.»

Andrea Banz: Seite 37

Interviews

- 24 Marcel Tanner «Dann ist
der Schaden viel grösser»
- 28 **Patricia Danzi** «Bei uns ist
Weiblichkeit Trumpf»
- 38 **Martin van Creveld** «Wir müssen
die Proportionen wahren»

Rubriken

- 7 **Im Auge** Emile Camuset
- 14 **Personenkontrolle**
- 15 **Nachruf** Manolis Glezos
- 20 **Thiel** Feind innen
- 20 **Leserbriefe**
- 21 **Fragen Sie Dr. M.**
- 52 **Fast verliebt** Der Virologe
- 52 **Knorrs Kultur**
Ein ewiger Käfig voller Narren
- 53 **Unten durch** Hunde
- 54 **Wein** Malbec für Gspürige
- 54 **Die Bibel** Entgrenzungen
- 55 **Auto** Audi e-tron 55 Quattro
- 55 **Jazz** Daniel Schenker Quintet
- 58 **Tamaras Welt**
«Corona war wie Ertrinken»

Giftpille

Die Linke will mit Corona den Staatssozialismus einführen.

Von Roger Köppel

Die Vorgänge sind historisch. So etwas gab es noch nie. Selbst während des Zweiten Weltkriegs blieben in der Schweiz die Schulen offen. Die grössten Staaten der Erde verhängen Lockdowns und Ausgehverbote. Regierungen legen die Weltwirtschaft ins künstliche Koma. Es ist ein offenes Experiment ohne Vorbild. Gesunde Menschen sterben ohne Sauerstoff. Auch gesunde Volkswirtschaften können untergehen, wenn man ihnen die Luft zu lange abwürgt.

Noch halten wir es für möglich, dass der Spuk vor den Sommerferien vorbei ist. Brennt die Klimaerwärmung das Coronavirus weg? Aus den USA kommen Berichte über andere Naturkatastrophen. Wie schnell erholen sich Überschwemmungsgebiete nach Hurrikanen? Aus Japan hören wir, dass nach Tsunamis oder Erdbeben das normale Wirtschaftsleben mit Höchstgeschwindigkeit zurückkehrt. Jetzt sind wir unsicherer. Viren, anders als Flutwellen, sind unsichtbare Feinde. Sie begleiten uns noch lange.

Es gibt Lichtblicke. Das Coronavirus ist weit weniger tödlich, als die Weltgesundheitsorganisation WHO noch vor wenigen Wochen behauptete. Aufgrund chinesischer Zahlen kam die Behörde auf eine Todesrate von 3,8 Prozent aller Angesteckten. Das wäre dreissig Mal höher gewesen als bei einer normalen Grippe. Furchterregend. Die daraus hochgerechneten Unheilskurven versetzten weltweit die Regierungen in Schrecken.

Zum Glück mussten die Forscher ihre Daten inzwischen nach unten korrigieren. Das *New England Journal of Medicine*, eine renommierte Fachzeitschrift, rechnet in ihrem aktuellen Leitartikel mit einer Sterbequote von «deutlich unter 1 Prozent». Die Autoren halten es sogar für möglich, dass die Todesrate am Ende nur zwischen 0,1 und 0,3 Prozent liegen könnte. Covid-19 würde sich damit im Rahmen der heftigen Grippewellen von 1957 und 1968 bewegen. Damals wurde die Weltwirtschaft nicht stillgelegt.

Auch das angesehene Imperial College in London krebste zurück. Sein erster Bericht prognostizierte 250 000 Corona-Tote für das Vereinigte Königreich. Mindestens. Die Nachricht erzeugte die sofortige Schubumkehr bei Premier Boris Johnson. Bis dahin hatte er auf massive Freiheitsberaubungen verzichtet. Dann korrigierten die Forscher ihre Opferzahl auf 20 000. Mittlerweile kalkuliert das Imperial College noch 5700 Corona-Tote. Sofern sich die Bevölkerung an die Massnahmen der Regierung hält.

Darf man also Entwarnung geben? Kaum. Das Coronavirus ist heimtückisch und ansteckender

als die Grippe. Das führt zu hohen Infektionszahlen, und die hohen Infektionszahlen produzieren mehr schwere Verläufe. Die grosse Gefahr ist, dass die Zahl der schwer Erkrankten die Zahl an lebenserhaltenden Geräten übersteigt und damit die Sterblichkeit aufgrund von Kapazitätsengpässen nach oben treibt. Das würde nicht nur die Alten und Vorerkrankten treffen. Keine Regierung will dieses Risiko eingehen. Darum reagieren sie so heftig.

Trotzdem: Nach wie vor ist es denkbar, dass die Gesamtzahl der Toten wegen Corona nicht höher sein wird als die Gesamtzahl der Toten in früheren Jahren. In der Schweiz sterben jährlich etwa 67 000 Menschen, über 5500 pro Monat. Derzeit sind rund 400 Menschen in der Schweiz an oder mit Corona gestorben. Die meisten waren hochbetagte Patienten mit mehreren Vorerkrankungen. Mediziner rechnen damit, dass rund die Hälfte bis zwei Drittel der Covid-19-Patienten ohnehin gestorben wären. Allerdings stehen wir noch nicht am Ende, sondern eher am Anfang der Pandemie. Darum sind auch diese Zahlen mit Vorsicht zu verwenden.

Natürlich muss ein Ausstiegsszenario diesen Tatsachen und Unsicherheiten Rechnung tragen. Die Linke weigert sich, über Wege aus dem Ausnahmezustand überhaupt nur nachzudenken. Die Sozialisten richten sich auf den ewigen Lockdown ein. Sie wollen die Marktwirtschaft durch eine Staatswirtschaft ersetzen. Giftpillenmässig wird sich dieser Umwandlungsprozess einstellen, je länger das Koma dauert.

Die Bürgerlichen machen den Fehler, dass sie Marktwirtschaft und Gesundheit wie Gegensätze behandeln. Das Gegenteil ist wahr. Die arbeitsteilige, grenzübergreifende Marktwirtschaft ist die Existenzgrundlage der heutigen Welt. Gesunde Menschen gibt es nur in gesun-



den Wirtschaftssystemen. Geht die Wirtschaft kaputt, sterben die Menschen.

Es ist richtig, in Zeiten der Seuche über die Grenzen und Unausgewogenheiten der Globalisierung nachzudenken. Doch der Freihandel bleibt die Bedingung der Möglichkeit von Leben, Wohlstand und Gesundheit für Milliarden von Menschen. Die Schweiz ist zu klein, um sich auf der Scholle einzubunkern. Ein Rückzug ins grüne Mittelalter wäre tödlich. Die Schweiz muss in die Welt hinaus, sonst verarmt sie, ressourcenarmer Steinhaufen in der Mitte Europas.

Deshalb: Es ist nicht zynisch, sondern dringlich, über den Ausstieg aus dem Corona-Lockdown nachzudenken. Bundesrat Berset sollte sich den Vorschlägen der Parteien nicht verschliessen. Der Bundesrat müsste den Weg jetzt vorpfeilen. Wenn man schon den Einstieg in die Seuchenkrise verschlafen hat, sollte man den Ausstieg nicht auch noch verpassen.

Sonst droht das Massensterben schweizerischer Unternehmen.

Die Bürgerlichen stehen vor der Frage, ob sie den Linken helfen oder ob sie sie daran hindern wollen, Marktwirtschaft und Wohlstand auf Dauer einzusargen. Gewiss ist es richtig, sich im Notfall einvernehmlich hinter den Bundesrat zu stellen. Mindestens so wichtig aber ist, dass die Bürgerlichen die Abschaffung von Freiheit und Marktwirtschaft bekämpfen.

Offensichtlich ist, dass der Machtschachspieler Christian Levrat die Krise nützen will, um sein Programmziel einer gelenkten Wirtschaft durchzudrücken. Dazu braucht er keine Volksabstimmung. Es reicht ihm eine schwere Rezession dank Lockdown mit dem Bundesrat.

Es kann schnell gehen. Die Bürgerlichen sollten zusammenstehen. Um Freiheit, Wohlstand und Marktwirtschaft in der Schweiz gegen ihre Feinde zu verteidigen.

Gelenkprobleme soll man nicht auf die leichte Schulter nehmen.

Gelenk- und Sportchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

25 JAHRE KLINIK PYRAMIDE Spitze für Sie

KLINIK PYRAMIDE

Sehr geehrte Damen und Herren,

in diesen Tagen spüren wir alle, dass es kostbare Dinge gibt, die wir allzu oft für selbstverständlich erachten. Sei es die Fürsorge innerhalb der Familie, sei es der Dienst der Krankenschwester in der Klinik, sei es der Zusammenhalt unserer Gesellschaft. Wir alle können etwas lernen aus diesen Wochen. Etwas Demut und Dankbarkeit. Dankbarkeit für die Verantwortung, die unsere Nächsten übernehmen. Demut vor den Mühen und Leistungen derer, die vor uns waren. Sie sollten uns Hoffnung machen, aus dieser Krise gestärkt hervorzugehen. Als Einzelne. Als Familie. Als Nation.

Manche behaupten, unsere Gesellschaft sei so gespalten wie nie zuvor. Ich will das nicht glauben. Ja, natürlich gibt es Streit, gibt es verschiedene Vorstellungen von der Zukunft Deutschlands. Aber das hat es immer gegeben. Was neu ist, ist der Versuch, das Argument des politischen Gegners als unmoralisch zu brandmarken. Das vergiftet den Streit. Vergiftet die Beziehungen. Zu Freunden, Familienmitgliedern, Nachbarn. Es tut mir sehr leid, aber das können wir nicht zulassen. Wir nicht. Und Sie auch nicht.

Ich werde heute in manchen Talkshows unwidersprochen als „Faschist“ bezeichnet. Meine Mitstreiter als Wiedergänger der Nazis. Wissen Sie, ich kann das ab: mein Fell ist im Laufe der Jahre ziemlich dick geworden. Aber glauben Sie mir, für jeden einzelnen Anhänger ist diese alltägliche Ausgrenzung aus der Gesellschaft eine große Last. Viele ostdeutsche Landsleute erinnert dieser Zustand immer mehr an sehr dunkle Stunden unserer Geschichte.

Nein, wir sind kein „Krebsgeschwür“. Wir sind kein „Pack“.

Wir sind freie Bürger wie Sie. Freie Bürger, die sich in echter Sorge um das von unseren Vorvätern Ererbte zusammengefunden haben. Zu diesem Erbe gehört das Grundgesetz. Die beste Verfassung, die wir Deutschen je hatten. Deren Inhalt und Geist wir jeden Tag gerecht werden müssen.

Nein, nicht der Streit ist die Gefahr für unsere Verfassung, für die pluralistische Demokratie und für den gesellschaftlichen Zusammenhalt. Die Gefahr sind selbst ernannte „Demokraten“, die die Opposition verstummen lassen wollen. Indem sie laut schreien: „Wir sind mehr!“ Das mag ja sogar so sein. Aber auch eine Minderheit hat in der Demokratie das Recht, gehört zu werden. Dafür kämpfen wir.

Für Sie. Für Deutschland. Für uns alle.

Alexander Gauland

Alexander Gauland, Ehrenvorsitzender der
Alternative für Deutschland

Diese Anzeige konnte in den großen überregionalen Blättern Deutschlands nicht erscheinen. Deswegen erscheint sie nun in der Schweiz. Vielen Dank für gelebte Meinungsfreiheit.

GEMEINSAM
FÜR DAS
GRUNDGESETZ

Eine Initiative der
Alternative für Deutschland

«Massiver Eingriff»

Von Peter Keller — Die Schulen müssen wieder öffnen. Sonst opfert die Schweiz eine ganze Bildungsgeneration und speziell die weniger privilegierten Kinder.



«Ein riesiger Kampf.»

Claudia steht derzeit für viele Mütter im Land: Die Familie hat zwei schulpflichtige Kinder und versucht, einigermassen Struktur in ihren neuen Alltag zu bringen. Die beiden Töchter sollen morgens aufstehen, sich anziehen, die Aufgaben lösen, die sie von den Lehrpersonen bekommen, auf ihren Instrumenten üben. «Es ist ein riesiger Kampf», sagt Claudia, und dieser Stress infiziert auf seine Weise langsam, aber sicher das Familienleben.

Seit drei Wochen sind die Schulen in der Schweiz auf Anordnung des Bundesrates geschlossen. Home-Schooling statt Unterricht und professioneller Betreuung im Klassenzimmer. Claudias Familie ist das, was man landläufig intakt nennt. Beide Elternteile sind da, haben schon vorher ihre Kinder unterstützt, man ist bildungsnah und deutscher Muttersprache.

Wenn selbst solche Familien in den roten Bereich geraten, um wie viel schwieriger ist die Situation für Kinder aus zerrütteten Verhältnissen oder bildungsfernen Haushalten, die zudem fremdsprachig sind. Das improvisierte Home-Schooling gefährdet das Schulniveau insgesamt und verschärft zusätzlich die Bildungskluft zwischen privilegierten und weniger privilegierten Schichten. Gleichwohl drängen SP und Grüne darauf, dass die Schulen noch monatelang geschlossen bleiben. Das ist fahrlässig widersprüchlich: Die gleichen Parteien

wollen sonst sogar Hausaufgaben verbieten, um die «Chancengerechtigkeit» zu stärken.

Verfassungsmässiger Bildungsauftrag

Der Nidwaldner Bildungsdirektor Res Schmid (SVP) möchte «möglichst schnell» wieder zurück zum normalen Schulbetrieb. Selbstverständlich werde sein Kanton die Vorgaben des Bundesrates einhalten. Aber es dürfe nicht sein, dass jetzt ein Jahrgang ohne Matura oder Lehrabschluss dastehe. Die Erziehungsdirektorenkonferenz ist zudem daran, die Übertrittsbedingungen von der Primar- zur Sekundarstufe und von den Gymnasien an die Hochschulen sicherzustellen. «Ich hoffe aber, dass der Bundesrat noch vor dem 19. April die Weichen stellt in Richtung Wiederaufnahme des Unterrichts.»

Der Infektiologieprofessor Christoph Berger vom Kinderspital Zürich hatte im Vorfeld von Schulschliessungen abgeraten, das sei ein «massiver Eingriff» in den Alltag, und die Kinder seien eigentlich gut aufgehoben in der Schule. Er argumentierte aber vor allem medizinisch: Die vorliegenden Erkenntnisse zeigten, dass sich Kinder zwar mit dem Coronavirus ansteckten, aber kaum daran erkranken würden – im Gegensatz zu den üblichen jährlichen Grippewellen. Es sei auch naheliegend, so Berger, dass Infizierte ohne spezielle Symptome das Virus weit weniger verbreiten würden.

Natürlich sind hier Unbekannte im Spiel und die berechtigte Sorge vor Ansteckungen auf Seiten der Lehrerschaft. Der Bundesrat hatte die Schulen vor allem deshalb geschlossen, damit die Kinder die Verbreitung des Virus nicht zusätzlich beschleunigen. Aber es kann nicht sein, dass nun aufgrund einer eindeutig definierten Hochrisikogruppe eine ganze Bildungsgeneration geopfert wird. Man muss Klartext reden: Ältere Menschen und solche mit Vorerkrankungen müssen sich isolieren. Aber man kann nicht Hunderttausende Kinder und Studierende für Monate von den Schulen und Universitäten aussperren.

Wenn die Zahl der Infizierten und Erkrankten weiter abflacht, dann müssen die Schulen wieder geöffnet werden. Die Schweiz hat einen verfassungsmässigen Bildungsauftrag. Lehrpersonen können mit Masken geschützt werden, die Schulkinder grossflächig getestet werden. Natürlich bleibt ein Restrisiko. Aber es braucht eine Güterabwägung. Das Home-Schooling ist sozial ungerecht und gefährdet die Bildungszukunft der Schweiz.

Gefühlter Sieg



Emile Camuset, Erfinder der Jogginghose.

Und der Gewinner ist: die Jogginghose. Seinen endgültigen Sieg feiert dieser verformte Proletendress, der an modischer Verachtung nur von der weissen Socke übertroffen wurde, leider in der traurigen Corona-Wirklichkeit des Home-Office und untätigen Zu-Hause-Herumhängens. Karl Lagerfeld sprach das vernichtende Urteil: «Wer eine Jogginghose trägt, hat die Kontrolle über sein Leben verloren.» Er selber korrigierte sich ungerührt und liess seine langbeinigen Chanel-Models in den trendigen Unausprechlichen über den Catwalk wackeln. Seine Abneigung reduzierte er auf den Gummizug des Hosenbands, «der nachgibt, und man merkt nicht, dass man zugenommen hat».

Das bequeme Beinkleid aus weichem Jersey präsentierte im Jahre 1939 an der Weltausstellung in New York der französische Textilfabrikant Emile Camuset, doch da begann der Zweite Weltkrieg. So wie 1929, als Camuset das Familienunternehmen in Romilly-sur-Seine unter dem Markennamen Le coq sportif neu lancierte, die Weltwirtschaftskrise alle Pläne vorerst zerschlug. Auf dem Hahnsignet, Frankreichs Nationalsymbol nachempfunden, schien ein Fluch zu lasten. Camusets Nachkommen mussten die Firma 1974 an den Konkurrenten Horst Dassler von Adidas verkaufen, und als der deutsche Riese selber ins Schleudern geriet, gliederte der Sanierer Robert Louis-Dreyfus den serbelnden gallischen Hahn aus, der durch mehrere spekulative Hände ging, ehe ihn 2005 die schweizerische Airesis SA mit Sitz in Montreux erwarb. Die neuen Manager renovierten auch das zur Ruine zerfallene Stammhaus in Romilly-sur-Seine, wo ursprünglich Emile Camusets Vater 1882 mit der Herstellung von Hüten und Unterwäsche begonnen hatte und später die Tour de France und den Fussball mit saugfähigen Trikots ausrüstete. Heute arbeitet dort die Kreativabteilung von Le coq sportif an ihren Streetfashion-Eroberungszügen. Hinaus aus den gleichmachenden Unterschichtenklamotten, hinein in die Rückzugsmode der Pandemie, etwas tröstlicher Komfort in der Hose, merci. Peter Hartmann

Autoritäre Zeiten

Von Katharina Fontana —
Die Kritik am ungarischen
Notstandsregime ist übertrieben.



Staatschef Orbán.

Europas Bösewicht schlägt wieder zu. Viktor Orbán, Ministerpräsident von Ungarn, profitiert von der Corona-Krise und ergreift die Macht, kritisieren Schweizer Medien empört. Was ist geschehen? Das ungarische Parlament hat das Kabinett von

Orbán ermächtigt, im Kampf gegen die Pandemie mit unbefristeten Dekreten zu regieren. Wann die Notlage endet, entscheidet die Regierung, wobei das Parlament die Möglichkeit hat, die erteilten Vollmachten zurückzunehmen und den Ausnahmezustand zu beenden.

Diese Regelung ist keineswegs eine undemokratische Machtergreifung, wie behauptet wird. Sie ist, institutionell betrachtet, nicht weniger demokratisch als die Notstandsregimes westeuropäischer Staaten. In der Schweiz etwa hat der Bundesrat, gestützt auf den Notstandsartikel der Verfassung und auf das Epidemien-gesetz, den Ausnahmezustand ausgerufen und regiert seither mit Notverordnungen: Er verbietet den Schulbesuch, schliesst Geschäfte, kontrolliert Handys, wie es ihm beliebt und ohne Rücksprache mit der Legislative. Das Parlament kann dem Bundesrat diese Befugnis – man darf von einer eigentlichen Diktaturklausel sprechen – nicht entziehen; es kann sich zu den auf maximal sechs Monate befristeten Notverordnungen erst nachträglich äussern. Nebenbei gesagt, ist vom Parlament, der obersten Gewalt im Bund, seit Wochen nichts zu hören.

Für Empörung sorgt das ungarische Corona-Gesetz auch deshalb, weil es für das Verbreiten von «Falschnachrichten» drakonische Strafen vorsieht. Orbán wolle damit unabhängige Journalisten mundtot machen, heisst es. Tatsächlich ist ein solches Aushebeln der Meinungsäusserungsfreiheit inakzeptabel. Eine andere Frage ist, wie es diesbezüglich in der Schweiz aussieht. Hierzulande herrscht punkto Corona eine ganz erstaunliche Regierungstreue, und das ohne Strafnorm; es gibt kaum Stimmen, die das Krisenmanagement der Landesregierung hinterfragen. Ja, mehr noch: Radio, Fernsehen und auch Journalisten machen bei der Anti-Corona-Behördenkampagne begeistert mit, anstatt zu den Regierenden kritische Distanz zu halten. Aber das ist selbstverständlich etwas ganz anderes als in Ungarn.

«Eine grossartige Firma»

Von Christoph Mörgeli — Gute Nachrichten
von der Corona-Front: Der Pharmakonzern Roche punktet
momentan weltweit.

Schon in der Vergangenheit haben sich amerikanische Präsidenten über Schweizer Firmen geäussert. Allerdings im negativen Sinn. Franklin D. Roosevelt und Harry Truman kritisierten, dass Unternehmen unseres neutralen Landes im Zweiten Weltkrieg mit den Achsenmächten geschäfteten. Das Ehepaar Clinton stellte in den neunziger Jahren Schweizer Banken wegen deren Umgang mit nachrichtenlosen Vermögen an den Pranger. Und jetzt das: Donald Trump lobt in Reden an seine Nation laut und deutlich den Basler Pharmakonzern Roche. Es handle sich um eine «grossartige Firma», die «einen unglaublichen Job» gemacht habe, betonte er wiederholt. Man dürfe hoffen, dass deren Tests massgebend zur Eindämmung der Corona-Pandemie beitragen.

Trump hat allen Grund zur Dankbarkeit. Die Diagnostik-Sparte des Pharmamultis ist in der Lage, monatlich Millionen von Tests auszuliefern. Die neuartigen, vollautomatisierten Testgeräte bringen rasche Ergebnisse und benötigen weniger Personal, was Spitäler und Labors enorm entlastet. Die Tests entlasten aber nicht zuletzt Donald Trump selber, wurde ihm doch vor allem in den Anfängen der Corona-Krise vorgeworfen, er habe weder Mittel noch Wege gefunden, um angemessen zu reagieren.

Das präsidiale Lob aus dem Weissen Haus wirkt sich auch auf den Aktienkurs aus. Obwohl die Nachfrage das Angebot noch immer bei weitem übersteigt, kann auch die Schweiz grosszügig mit Tests beliefert werden. CEO Severin Schwan beeilt sich, zu versichern, Roche wolle an der gegenwärtigen gesundheitlichen und wirtschaftlichen Misere nicht verdienen. Diese Äusserung ist sicher glaubhaft, nur weiss der gewiefte Manager Schwan selbstverständlich, dass die Produktwerbung aus Washington unbezahlbar ist und sich auch auf die Pharmasparte positiv auswirken wird.

Lob schon lange verdient

Von der Roche-Spitze ist aber auch zu vernehmen, dass das Unternehmen ein solches Lob seit langem verdienen würde. In der Tat waren die Basler schon bei der Erforschung der Vogelgrippe von 2005 und der Schweinegrippe von 2009 weltweit führend. Das Heilmittel Tamiflu kommt bei Grippe-Epidemien noch immer sehr häufig zum Einsatz und verspricht gute Wirkung, wenn die Diagnose gesichert ist und die Kapseln rasch nach dem Beginn der Symptome eingenommen werden. Nur weil in der Heilmittelindustrie Tag und Nacht gear-

beitet wird, stehen für Corona jetzt die Tests und in absehbarer Zeit vielleicht eine Impfung zur Verfügung. Allein schon dieses Beispiel zeigt, wie verheerend sich ein Shutdown des Wirtschaftslebens auswirken würde.

Auch im Bereich Therapie kann Roche erfreuliche Erfolge vorweisen. Das Arthritis-Medikament Actemra scheint nach chinesischen und italienischen Erfahrungen bei Corona-Patienten mit einer schweren Lungenentzündung zu wirken. Derzeit rüstet sich die Firma für einen möglicherweise einsetzenden Nachfrageschub. Gilt in der Industrie allgemein der Grundsatz, volle Lager seien teuer, zeigt sich in der Pharmabranche das Gegenteil: Verheerend sind Lieferengpässe, denn angesichts enormer Forschungs- und Entwicklungskosten kann es sich kein Heilmittelkonzern leisten, den Markt im Moment der Nachfrage nicht beliefern zu können.

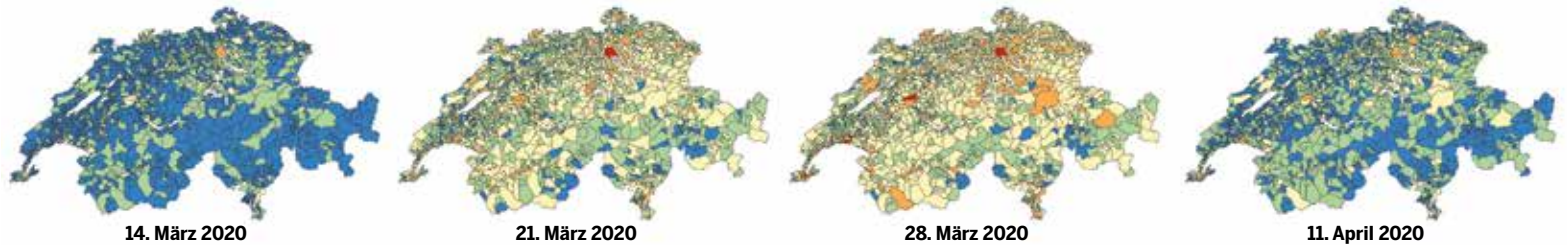
Lieferengpässe gibt's momentan für das Mittel Bactrim, eingesetzt bei Infektionen der Atemwege, der Nieren, Harnwege und Geschlechtsorgane. Auch dieses Medikament hat Roche entwickelt; es wird aber mittlerweile in Indien produziert. Bactrim hat seit 1969 mehr Menschen geheilt, als sämtliche Kriege der Weltgeschichte an Toten gefordert haben. Auch dafür dürfte Roche einmal jemand danken. Es muss ja nicht immer Donald Trump sein.



Mittel und Wege: Roche in Basel.

Insgesamt verbleibende Infizierte pro Gemeinde

■ 0 ■ 1 ■ 10 ■ 100 ■ >1000



Infektionen: Geographische Verteilung der verbleibenden COVID-19-Fälle (Genesene oder Verstorbene nicht mitgezählt).

Eilmeldung

Schweiz steuert auf Höhepunkt zu

Von Urs Gehriger — Wie werden die nächsten Wochen verlaufen? ETH-Professor Reza Abhari legt eine Prognose für die Schweiz vor und sagt einen Höhepunkt bei den Todesfällen für den 11. April voraus.

Wie stark und wie lange nehmen die Ansteckungs- und Todeszahlen in der Covid-19-Epidemie noch markant zu? Wann können wir die Türen wieder öffnen und langsam zur Normalität zurückkehren? ETH-Professor Reza Abhari und sein Forschungsteam haben ein Modell entwickelt, das diesen Fragen nachgeht. «Die Prognosen gehen davon aus, dass zwischen dem 22. Februar und dem 11. April 2020 720 Todesfälle von 83 300 Covid-19-Fällen zu verzeichnen sind und sich 73 300 Covid-19-Erkrankte erholen werden», schreibt Abhari in der Studie «Covid-19 Epidemic in Switzerland», die er am Montag veröffentlicht hat. Gemäss Studiendaten wird die Zahl der Todesfälle bis zum 4. April steil auf rund 650 ansteigen und darauf deutlich abflachen, bis sie am 11. April einen Peak von rund 720 Todesfällen erreicht. Danach wird sie voraussichtlich nur marginal ansteigen (siehe Grafik Todeszahlen).

Das der Studie zugrundeliegende Modell wurde 2015 erstellt und konnte während der letzten Wochen auf seine Zuverlässigkeit für die Covid-19-Pandemie überprüft werden. Die Fehlerquote bei der Mortalität lag bisher bei plus/minus 5 Prozent.

Für den Verlauf der Sterblichkeitsrate seien Zeitpunkt und Reichweite der staatlichen Interventionen absolut entscheidend, hält die Studie fest. «Ohne soziale Vorkehrungen und staatliche Intervention hätte eine explosionsartige Verbreitung des Covid-19-Virus bis zum 25. April 2020 zu einer Infektion von 42,7 Prozent der Gesamtbevölkerung geführt.» Durch die Intervention und die Massnahmen seien «Tausende Leben gerettet» worden.

Dies ist eine konservativ formulierte Aussage. Extrapoliert man die in der Studie präsentierten Daten, sind es rund 40 000 Menschenleben, die der Staat durch sein Eingreifen und die Bevölkerung durch ihre Vorsichtsmass-

nahmen im Zeitraum bis 25. April gerettet haben werden.

Das «rechtzeitige Eingreifen der Regierung» habe dazu geführt, «dass im untersuchten Zeitraum weniger als 1 Prozent der Bevölkerung infiziert worden ist. Dies zeigt, dass es für die Regierungen entscheidend ist, frühzeitig einzugreifen, um Pandemien einzudämmen und zu bewältigen und die Sterblichkeitsraten in den kommenden Monaten zu minimieren.»

Wann kann die Tür zur Normalität wieder geöffnet werden? Aus der Studie lässt sich schliessen, dass sich nach April die Möglichkeit bietet,

die Massnahmen zu lockern. Für eine graduelle Wiederinbetriebnahme der Wirtschaft bleiben soziale Vorkehrungen und staatliche Interventionen weiterhin von zentraler Wichtigkeit. Die Studie hält fest, «dass zukünftige Szenarien bezüglich der Lockerung der Sperre sorgfältig simuliert werden sollten, da bis zum 19. April 2020 immer noch eine beträchtliche Anzahl von Infizierten übrig bleiben wird, die eine zweite Ausbreitung von Covid-19 auslösen könnten.» Eine zu frühe Reduzierung der Vorsichtsmassnahmen hätte fatale Folgen. «Wenn die Einschränkungen weniger stark durchgesetzt werden, werden die Infektionsrate und die damit verbundene Sterblichkeit zweifellos steigen.»

Erfahrung in der Systemanalyse

Im Fokus der zu schützenden Personen stehen die bekannten Risikogruppen. «Es zeigt sich, dass die Sterblichkeit bei den derzeitigen staatlichen Interventionen für die gesamte Bevölkerung zwar unter einem Prozent liegt, aber dennoch vor allem für ältere Menschen ein grosser Grund zur Sorge ist.»

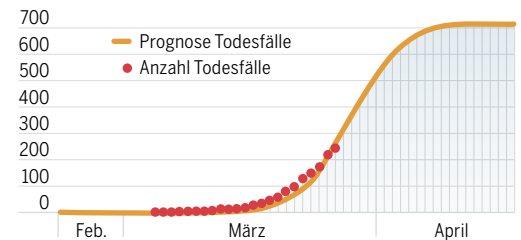
Reza Abhari ist seit 1999 ordentlicher Professor für Energietechnologien und Direktor des Labors für Energieumwandlung (LEC) an



ETH-Professor Reza Abhari.

Todesfälle durch Covid-19

Prognose und Anzahl Fälle, 22.2. bis 18.4.2020



der ETH Zürich. Er verfügt über kein virologisches Fachwissen, sondern stützt sich auf seine langjährige Erfahrung in der komplexen Systemanalyse und auf Modelle künstlicher Intelligenz. Seine Covid-19-Studie basiert auf einem ganzheitlichen, agentenbasierten Modell, welches 100 Prozent der Schweizer Bevölkerung einschliesst, einem digitalen Modell des gesamten Schweizer Verkehrsnetzes, Daten des Individualverkehrs sowie täglichen Bewegungen von anonymisierten Einzelpersonen.

Um die Ausbreitung der Epidemie in der Schweiz zu analysieren, stützen sich Abhari und sein Team auf Vergleichsdaten aus Südkorea – aus triftigem Grund. «Südkorea lebt eine Kultur des Testens, die sehr stark ausgeprägt ist», so Abhari. «In Unternehmen wird alles getestet, alles wird gemessen, alles wird quantifiziert.» Kein anderes Land praktiziere dies in ähnlichem Umfang für die Covid-19-Epidemie.

Wie zuverlässig sind die Aussagen in der ETH-Studie? «Wir sagen nicht die Zukunft voraus», stellt Abhari klar, «wir zeigen aufgrund von präzisen Beobachtungen auf, wie sich Personen verhalten» (Sensitivitätsanalyse). Abhari verweist auf eine Erfahrung von elf Jahren und auf 85 verschiedene Fallstudien zur Analyse komplexer Systeme in zahlreichen unterschiedlichen Sektoren. Darunter eine – vor wenigen Tagen veröffentlichte – Studie über Vorkehrungen gegen eine fiktive Grippe-Epidemie in der Schweiz im Jahr 2050.

Nun hat Professor Abhari beim Krisenstab der Landesregierung Interesse geweckt. Derzeit wird geprüft, wie er mit seiner Expertise den Kampf gegen Covid-19 unterstützen kann.

Studie und Grafik: www.weltwoche.ch/Dokumente



Herodot

Erste Corona-Lektionen

Das China-Virus führte zur Schengen-Pandemie. In der Schweiz deutet alles darauf hin, dass die Seuche hauptsächlich von Grenzgängern verbreitet wurde.

Die Corona-Pandemie befindet sich noch immer im Anfangsstadium, vieles bleibt unklar. Bereits klar erkennbar sind indes die Makro-Ursachen dieser weltweiten Seuche.

Der säuselnde Serienlügner im Weissen Haus hat diesmal recht: Covid-19 verdanken wir China und dessen weltweite Verbreitung der EU beziehungsweise Schengen.

Es ist kein Zufall, dass neue Viren und Seuchen seit Jahrhunderten regelmässig in China ihren Ursprung haben. Dies liegt nicht an der Bevölkerungsdichte, die etwa in Indien und Ägypten ebenso gross ist. Schuld ist die chinesische Kultur.

In China isst man alles, was krecht und fleucht, mit Vorliebe lebend. Auf Märkten werden – wie in einer Zoohandlung – praktisch alle Lebewesen lebendig zum Verzehr angeboten: Meerestiere, Schlangen, Fledermäuse, Insekten, Tausendfüssler, Hunde und Affen, auf engstem Raum zusammengeschichtet. Das zweite verheerende kulturelle Element ist der Imperativ der Gesichtswahrung, welcher die Vertuschung unangenehmer Wahrheiten verlangt, und sei es mit faustdicken Lügen. Das totalitäre kommunistische Regime, das weder Meinungs- noch Redefreiheit toleriert, hat die Auswirkungen dieses Phänomens noch potenziert.

Auch wenn China weiterhin mauert, wissen wir inzwischen, dass das Virus schon Anfang Dezember 2019 erkannt wurde. Hongkong warnte bereits in den ersten Januar Tagen öffentlich davor, und Xi Jinping war nachweislich informiert. China hielt die Information aber unter dem Deckel und machte interne Warner brutal mundtot. Erst am 23. Januar wurden Massnahmen ergriffen und die Welt informiert. Während er ganze Provinzen und Millionenstädte isolierte, übte Xi massiven Druck auf die übrige

Welt aus, keine Einschränkungen für Reisende aus China zu verhängen – auch dies eine Konsequenz des Gesichtswahrungs-Imperativs. Trotzdem verfügten die asiatischen Nachbarn und die USA Reisebeschränkungen und Quarantänemassnahmen.

Nicht so die EU. Schliesslich untersagte Italien, wo mehr als 300 000 Chinesen arbeiten, Flüge aus China. Weil die andern Schengen-Staaten keine Einschränkungen verhängten,

es auf kollektiver Verantwortungslosigkeit. Die EU hat Bereiche wie Währung oder Einreisekontrollen vergemeinschaftet, nicht aber die entsprechenden Verantwortlichkeiten. So ist jeweils niemand schuld am Desaster. Von Europa verbreitete sich das Virus innert Tagen nach Afrika, Nord- und Südamerika und wurde zur Pandemie. Es ist wahrscheinlich, dass es dort auch Übertragungen aus Asien gab, aber die unkontrollierbare Ausbreitung kam mit Reisenden aus dem Schengen-Raum.

Dasselbe gilt für die Schweiz. Die an Frankreich und Italien grenzenden Kantone waren als Erste betroffen und verzeichnen pro 100 000 Einwohner rund vier Mal mehr Corona-Fälle als die übrige Schweiz. Diese Grenzkantone beschäftigen 80 Prozent der 330 000 Grenzgänger, von denen viele bis heute täglich einreisen (müssen), weil wir uns mit der Personenfreizügigkeit von ihnen abhängig gemacht haben. Sollten unsere Nachbarn etwa ihr Gesundheitspersonal zwangsrekrutieren, brächen manche Schweizer Spitäler zusammen. Aufgrund

dieser starken Abhängigkeit können wir unsere Grenzen nicht mehr schliessen und unser Land bei Gesundheits- oder Sicherheitsproblemen nicht mehr wirksam schützen. So haben wir nun weltweit am meisten Corona-Fälle pro 100 000 Einwohner und stehen in absoluten Zahlen hinter grösseren Staaten an 8. Stelle, was man in Übersee mit Erstaunen kommentiert.

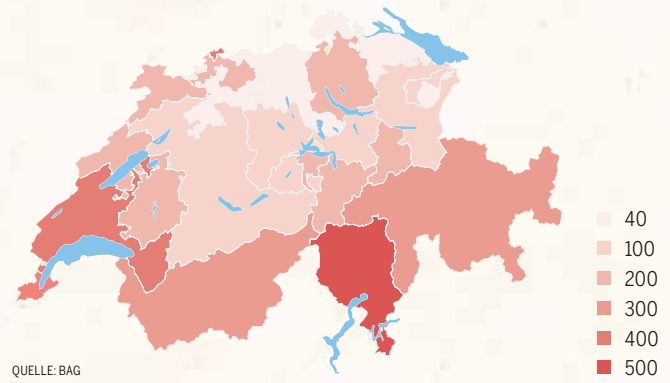
Die täglich steigenden Fallzahlen lassen befürchten, dass uns bald manche Medikamente ausgehen werden. Steter Preisdruck von Bundesrat Berset hat bewirkt, dass günstige Standardmedikamente statt in Basel nur noch in China hergestellt werden, das nun nicht

mehr liefert. Wenn die akute Krise vorüber ist, müssen wir uns fragen, ob es weise war, so weitgehend abhängig zu werden von einem totalitär geführten, notorischen Seuchenherd mit Weltherrschaftsambition wie China und einer dysfunktionalen EU, die bei jeder Krise kümmerlich versagt. Als stark exportorientierter Kleinstaat bleiben wir auf freien Handel angewiesen. Aber in existenziellen Bereichen sollten wir unsere Handlungsfähigkeit zurückerlangen. Covid-19 zeigt uns, dass die Interessen der Schweiz nicht deckungsgleich sind mit denjenigen von Economiesuisse.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.

Tessin, Waadt und Basel-Stadt am stärksten betroffen

Anzahl der Inzidenz-Fälle von COVID-19 pro 100 000 Einwohner, nach Kanton. Stand: 29. März 2020.



Problem offene Schengengrenzen.

kamen weiterhin Hunderte Menschen aus dem Reich der Mitte unkontrolliert über die offenen Schengen-Grenzen nach Norditalien – und verbreiteten das Virus. Als dies bereits klar war, erlaubte man – zwei Tage vor der Abriegelung erster Städte – in Mailand noch ein Fussballspiel von Bergamo gegen Valencia mit über 40 000 Zuschauern. Noch verantwortungsloser agierte die spanische Links-Regierung: Trotz Warnung gestattete sie am 8. März Demonstrationen zum Frauentag. Allein in Madrid kamen 120 000. So wurden Madrid und Bergamo zu den Hauptherden des Virus in Europa.

Die offenen Schengen-Grenzen führten zur rasanten Ausbreitung des Virus in Europa. Nach der Flüchtlingskrise entpuppt sich Schengen erneut als Fehlkonstruktion. Wie der Euro beruht

Feuertaufe am Paradeplatz

Von Florian Schwab — André Helfenstein leitet seit wenigen Wochen die Credit Suisse Schweiz. Ein Treffen an der finanziellen Frontlinie der Krisen und des KMU-Rettungsprogramms.

Fast gespenstisch ruhig präsentiert sich zu Wochenbeginn der Hauptsitz der Credit Suisse. Wo normalerweise ein emsiges Kommen und Gehen herrscht, ist es jetzt fast menschenleer. Doch die Stille trägt. Die Grossbank ist mittendrin im wirtschaftlichen Getümmel der Krise: Achterbahnfahrt an den Börsen. Privatkunden, deren Depots an Wert verlieren. Firmenkunden, die Geld brauchen.

Einer der wenigen, die nach wie vor auch am Paradeplatz anzutreffen sind, ist André Helfenstein. Seit dreizehn Jahren ist er für die Bank tätig. Erst Mitte Februar rückte der 53-Jährige an die Spitze der Schweizer Einheit der Credit Suisse nach; er folgte auf seinen Vorgänger Thomas Gottstein, der an die Konzernspitze befördert wurde. Nach gut zwei Wochen im Amt fand sich Helfenstein in einer ungewohnten Rolle wieder. Als Schweiz-CEO ist er auch Leiter des Credit-Suisse-Krisenstabs für die Schweiz. Und er gehört zu den Vordenkern des vom Bund verbürgten Unternehmenskredit-Programms für Corona-geschädigte Firmen.

«Vier oder fünf Tage Zeit»

Wir treffen den Bankmanager in einer aufgeräumten und vorsichtig optimistischen Stimmung. «Anfang März wussten wir, dass die Lage sehr ernst wird», erinnert er sich. Entscheidend seien Signale aus dem Kanton Tessin gewesen. Umgehend machte sich die Bank daran, die für den Betrieb unverzichtbaren Prozesse an mehreren Standorten parallel nachzubilden, um sich gegen die Launen der Virus-Verbreitung zu wappnen. «Der oberste Leitgedanke war die Sicherheit und Gesundheit der Mitarbeiter, denn sie sind die Grundlage für einen weiter funktionierenden Betrieb.» Dementsprechend habe die Credit Suisse schrittweise den überwiegenden Teil ihrer Angestellten ins Home-Office geschickt. Heute sind es über 90 Prozent. Die Grossoperation ist, Stand jetzt, gelungen: «Die wichtigsten Dienstleistungen klappen bisher tadellos.»

Am 16. März rief der Bundesrat die ausserordentliche Lage aus und dekretierte die Schliessung von Läden und Gastronomie. «Spätestens da war uns klar, dass wir etwas für

unsere Firmenkunden machen müssen.» Die Credit Suisse Schweiz ging in die Offensive und kontaktierte andere Geldhäuser. Die Grösse des sich abzeichnenden Liquiditätsproblems in Teilen der Schweizer Wirtschaft habe das gemeinsame Handeln der Banken er-



«Neue Stufe der Identifikation»: Bankmanager Helfenstein.

fordert. Auch im Finanzdepartement waren in der Zwischenzeit entsprechende Ideen gereift. «So kamen die Gedanken beider Seiten sehr schnell und nahtlos zusammen», so Helfenstein.

Erst am vorletzten Wochenende habe das Programm dann aber seine endgültige Gestalt angenommen. «Das heisst, wir hatten vier oder fünf Tage Zeit, alles einzurichten.» In der Vorbereitung seien bei der Credit Suisse rund hundert Personen involviert gewesen, davon ein guter Teil in der Informatik. Seit dem Programmstart am Donnerstagmorgen sind 650 Kundenberater im Einsatz,

um die Anträge zu bearbeiten. Ein Fünftel davon wurde aus anderen Bereichen der Bank abgezogen.

1,35 Milliarden Franken an Corona-Krediten «In den meisten Fällen kann der Kredit tatsächlich innert 30 Minuten ausbezahlt werden», beschreibt Helfenstein die bisherige Erfahrung. Man lehne, getreu der Zielsetzung des Bundesrats, nur Firmen ab, welche die Voraussetzungen nicht erfüllen oder mit denen die Bank in der Vergangenheit schlechte Erfahrungen gemacht habe. Bis am Dienstagmittag vermeldet die Credit Suisse 8383 Gesuche und hat Corona-Notkredite im Volumen von gesamthaft 1,35 Milliarden Franken vergeben.

Setzt ein staatlich garantiertes 20-Milliarden-Kreditprogramm ohne Bonitätsprüfung und ohne klare Mechanismen zur Einhaltung der Bestimmungen nicht auch Fehlanreize? «Klar handelt es sich dabei um einen Vertrauensvorschuss», antwortet Helfenstein. Vielleicht gebe es ein paar Lücken im Netz. Das Wichtigste sei aber gewesen, im Interesse der Mehrzahl von ehrlichen Kunden «schnell zu handeln». Zudem habe ja der Bundesrat den Missbrauch unter Strafe gestellt, und er werde zumindest anhand von Stichproben die gesetzmässige Nutzung der Gelder überprüfen. «Wenn uns als Bank etwas merkwürdig vorkommt, werden wir sicher auch genauer hinschauen», so der Manager.

Für den Augenblick rechnet die Credit Suisse mit deutlich spürbaren Folgen der Corona-Krise auf die Schweizer Wirtschaft. «In unserem Basisszenario gehen wir davon aus, dass die ausserordentliche Lage nochmals verlängert wird, dass aber spätestens ab Mai eine schrittweise Normalisierung stattfindet.» Unter dieser Voraussetzung bewege sich der Verlust an gesamtwirtschaftlicher Produktion, aufs Jahr gesehen, «im tiefen einstelligen Bereich». Bei einer Normalisierung ab Mai könnte, so Helfenstein, der Boden erreicht sein und die Erholung im Sommer einsetzen. «Wenn es länger geht, verdüstert sich das Bild entsprechend.» Mit Folgen für die Wirtschaft, die Börsen und den Markt für Geschäftsimmobilien.

«Für den Moment bleibe ich zuversichtlich», sagt der neue Chef der CS Schweiz. «Es ist fantastisch zu sehen, wie sich alle gemeinsam ins Zeug legen.» Bei seinen Mitarbeitern erlebe er eine «neue Stufe der Identifikation mit der Aufgabe». Hoffentlich gelinge es, etwas von diesem Geist und vom jetzigen Tempo in die wirtschaftliche Normalität zu retten.

Wenn der Notfallplaner zum Notfall wird

Von Christoph Mörgeli — Ueli Haudenschild vom Bundesamt für wirtschaftliche Landesversorgung (BWL) ist verantwortlich für den Mangel an Schutzmasken und Medikamenten.

Er hat sich frisch und fit gehalten wie ein Mittdreissiger, trägt aber Jahrgang 1958. Dennoch könnte einem Ueli Haudenschild dieser Tage fast leidtun. In der Sendung «Rundschau talk» des Schweizer Fernsehens stammelte der Chef der Geschäftsstellen Ernährung & Heilmittel im Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) nach längerem Räuspern: «Ja, also, letzten Endes, ähm, ist immer die Frage, wie viel kann man vorsorgen, wie viel will man vorsorgen für eine Notsituation. Das grosse Problem ist einfach, in der Normalsituation ist niemand bereit, wahnsinnig viel zu investieren in die Notsituationen. Jetzt lernen wir vielleicht etwas davon, und dann kann man am einen oder andern Ort vielleicht noch entsprechend reagieren.»

Haudenschilds Notfallvorsorgesystem umfasst zwar riesige Silos und Lagerhallen. Doch der Bund hortet nur gerade ein kleines Pflichtlager von 180 000 Hygienemasken sowie einen «Notvorrat» an noch besser schützenden Atemschutzmasken. Nun behauptet Haudenschilds Bundesamt für wirtschaftliche Landesversorgung, «man habe ein grösseres Pflichtlager einführen wollen, sei aber gescheitert». Tatsächlich wurde das Problem der Krisenvorsorge auch auf höherer politischer Ebene über Jahrzehnte verkannt. Dennoch scheinen Haudenschilds Ausreden allzu billig. Wie überall sind auch in der eidgenössischen Verwaltung nur jene Mitarbeiter gut, die sich mit einer guten Sache bei ihren Chefs durchsetzen.

«Haben wir sowieso im Sinn gehabt»

Die Berechtigung von Haudenschilds Arbeitsplatz ergibt sich aus Artikel 102 der Bundesverfassung: Demnach stellt der Bund die Versorgung der Schweiz mit «lebenswichtigen Gütern und Dienstleistungen» bei «schweren Mangellagen» mit «vorsorglichen Massnahmen» sicher. Und zwar dann, wenn die Wirtschaft eine Versorgungsstörung nicht aus eigener Kraft bewältigen kann. Finanziert werden die sich daraus ergebenden Pflichtlager über einen Zuschlag auf Importwaren, also durch die Konsumenten. Auch das Landesversorgungsgesetz von 2016 nimmt bei «schweren Mangellagen» in erster Linie den



An ihrem untadeligen Verhalten sollt ihr sie erkennen: Notfallplaner Haudenschild.

Bund in die Pflicht. Haudenschilds Fachbereich «Heilmittel» obliegt nach seinen eigenen früheren Aussagen die «Sicherstellung der Versorgung mit relevanten Heilmitteln (z. B. Antiviralia, Antibiotika, Masken, Handschuhe etc.) im Pandemiefall».

Ueli Haudenschild scheint auch unmissverständliche Anweisungen von oben nicht durchgesetzt zu haben. So stellte ein Bericht des Bundes zu den Pandemie-Vorräten 2016 fest: «Die

Vorräte an Schutzmasken und Untersuchungshandschuhen in der Schweiz für den Fall einer Pandemie sind ungenügend.» Atemschutzmasken waren in den Kantonen nur zu 65 Prozent vorhanden, Untersuchungshandschuhe gar nur zu 45 Prozent. Konkrete Auflagen des Bundes an die Kantone fehlen; Bundesbern musste bereits mit seinen Notvorräten aushelfen. Auf die Frage, ob man jetzt über die Bücher gehe, meinte der Chefbeamte Haudenschild: «Das muss man auf jeden Fall, also, das haben wir sowieso im Sinn gehabt mit der Revision des Pandemieplans. Und wenn die Lager jetzt leer sind, dann muss man ganz sicher schauen, wie man sie in Zukunft gestalten will.» Statt den Pandemieplan zu revidieren, hätte er ihn eigentlich umsetzen müssen. Das Schweizer Fernsehen stellte bezüglich der Lagerhaltung von Schutzmasken jedenfalls ernüchtert fest: «Stand heute, keine Erfolgsgeschichte.» Mittlerweile argwöhnen die Medien wie die Öffentlichkeit, dass die Gesundheitsbehörden nur wegen des Mangels an Masken behaupten, diese seien nutzlos. Derweil nahm Daniel Koch, Corona-Verantwortlicher des Bundes, seinen Kollegen in Schutz: Es sei jetzt nicht der Moment, zurückzublicken und zu sagen, was man in der Vergangenheit beim Aufbau von Schutzmaterialien verpasst habe.

29 Jahre dieselbe Funktion

Wer diesen Rückblick dennoch wagt, muss kritisch feststellen, dass Ueli Haudenschild auch bei den Medikamentenvorräten nicht genügend vorgesorgt hat. In diesem Bereich musste der Bundesrat sogar eine für die Bevölkerung recht beängstigende Massnahme treffen. Nachdem er eben noch betont hatte, es bestehe weder bei Lebensmitteln noch bei Gebrauchsgütern ein Grund für Hamsterkäufe, rationierte er – sogar rückwirkend – die fiebersenkenden, schmerzlindernden und entzündungshemmenden Medikamente. Um Hamsterkäufen vorzubeugen, dürfen die Apotheken nur noch eine Packung pro Person abgeben. Auch weil viele Wirkstoffe für Medikamente in China hergestellt werden, kommt es jetzt bei der me-

dizinischen Versorgung in der Schweiz zu Engpässen.

Schmerzmittel und Antibiotika für die Behandlung schwerer Corona-Fälle werden in den Spitälern zunehmend knapp. Es ist zu befürchten, dass die Ärzte auch bei der Medikamentenabgabe triagieren müssen. Laut «Echo der Zeit» von Radio SRF funktionieren die Pflichtlager nur sehr bedingt: «Bei bestimmten Antibiotika wurden die letzten Reserven bereits in der Vergangenheit angezapft und konnten nicht wieder voll aufgefüllt werden.» Selbstverständlich weist Haudenschild jede Verantwortung weit von sich: «Das Hauptproblem ist,

Auch bei den Medikamentenvorräten hat er nicht genügend vorgesorgt.

dass wir diese Produkte in der Schweiz nicht herstellen.» Genau weil eine eigene Produktion fehlt, legt man aber überhaupt Pflichtlager an und leistet sich zu deren Bewirtschaftung hochbezahlte Beamte. Sogar das obrigkeitliche Schweizer Radio kam zum Schluss: «Der Bund muss seine Medikamentenpflichtlager künftig für eine Pandemie wohl besser rüsten.»

Haudenschild aber windet sich und schiebt den Schwarzen Peter den Medikamentenimporteuren zu: «Wir müssen sicher prüfen, inwieweit das Pflichtlagersystem, das ja die Importeure in die Pflicht nimmt, für einen Pandemiefall überhaupt geeignet ist [...]. Und hier werden wir darüber diskutieren müssen, ob es andere oder zusätzliche Massnahmen braucht.» Doch um zu prüfen, zu diskutieren und zu handeln, dafür hätte Haudenschild fast 29 Jahre Zeit gehabt. Seit 1991 sitzt der 61-Jährige nämlich am gleichen Schreibtisch als Geschäftsstellenleiter Ernährung & Heilmittel. Nur: Passiert ist in all diesen Jahren offenbar kaum etwas. Der Bundesbeamte Haudenschild hat seinen Lohn von gegen 200 000 Franken auch so kassiert.

Fotograf, Freisinniger, Freimaurer

Dafür hat der in seinem gesamten Berufsleben zu hundert Prozent beim Staat Tätige reichlich Zeit gefunden, seinen ausserdienstlichen Leidenschaften zu frönen. 2003 und 2004 präsentierte er seine Fotografien über den Kanton Bern in Finnland, dem Herkunftsland seiner Frau. Im Selbstverlag veröffentlichte Hobby-Fotograf Haudenschild reichausgestattete Fotobücher. 2007 erschien unter dem Titel «Momentaufnahmen» Haudenschilds «fotografisches Tagebuch», parallel zu einer Ausstellung in der Cafeteria der Firma Ascom. Im Jahr 2008 folgten gleich zwei Prachtbände des ausgiebig reisenden und wandernden Bundesbeamten: «Marokko – eine fotografische Reise durch den Atlas» (wieder inklusive Ausstellung) sowie «Grenzwanderungen: Landschaften entlang der Kantonsgrenze von Bern». Danach fotogra-

fierte er in Tunesien, Ägypten, Syrien, Jordanien und in der Türkei, worauf er die Öffentlichkeit mit dem Prachtband «Begegnung mit dem Orient» beschenkte. Das Fotografieren, anvertraute er der Zeitung Bund, sei für ihn «ein langer Prozess»; für die Nachbearbeitung eines Bildes, für das «Herausarbeiten des Wichtigen», brauche er bis zu zwei Tage.

Zehn Jahre Zeit hatte sich Haudenschild auch für das Studium der Geologie an der Universität Bern genommen, wo er 1988 über ein mineralogisches Thema doktorierte. Es folgten ein kurzes Post-Doc-Studium an der Brown University und 1992/93 ein berufsbegleitender Kurs in Wirtschaftswissenschaften an der Akad.

Daneben stürzte sich der im Appenzellischen aufgewachsene Ueli Haudenschild – laut Eigenurteil ein «Migrant aus der Ostschweiz» – begeistert in die Lokalpolitik. Neben seinem Amt in der Bundesverwaltung präsidierte er die Schulkommission Brunnmatt. Zwölf Jahre lang sass der Wahlkampf-, Presse- und Hauszeitungschef der FDP im Berner Stadtparlament, wobei seine Voten eher spröder Art waren. 2005 schmiss er als Vizepräsident der freisinnigen Stadtpartei den Bettel hin, weil ihm der «autoritäre Führungsstil» seiner Präsidentin nicht behagte – gut zwei Jahre zuvor hatte er ebenfalls Interesse am Präsidium bekundet. 2009 durfte Haudenschild dennoch dem Stadtparlament vorstehen. Dabei sorgte er für Schlagzeilen, weil er den Stadtratssekretär unsanft aus seinem Job ekelte – eine Affäre, die sich bis vors Bundesgericht hinzog.

Mit der SVP zoffte sich Haudenschild wegen der Minarett-Initiative («Darüber darf man in einer freiheitlichen Gesellschaft eigentlich gar nicht diskutieren»). Er wandte sich auch entschieden gegen den vom Volk beschlossenen Lohndeckel für die Stadtregierung von 200 000 Franken, bei dem er selber annähernd anstösst. Bei seiner Bilanz griff der Zurücktretende die SVP wegen deren «unangepasster Ausdrucksweise» scharf an. Seine eigene Ausdrucksweise bestand im Befund, die SVP stelle angesichts ihrer Anzahl Vorstösse «auch in statistischer Sicht die grösste Belastung dar».

Ueli Haudenschild wirkt als begeisterter Freimaurer in der Berner «Loge zur Hoffnung», deren Arbeiten er als «Meister vom Stuhl» zeitweise leitete. Heute amtiert der Vielbeschäftigte als Vorsitzender der Bibliothekskommission seiner Loge und als Sekretär des Freimaurer-Museums Schweiz – wobei er sich mit dem selbstbewussten Satz zitieren lässt: «Man sollte einen Freimaurer an seinem untadeligen Verhalten erkennen.» Der untadelige Zeitgenosse Haudenschild beklagt dann allerdings, «dass vieles nur auf dem Papier realisiert wurde, aber nicht im alltäglichen Handeln». Damit meint er aber weder sich selber noch sein gegenwärtiges Krisenmanagement zur Vorsorge für Medikamente und Schutzmasken. Jetzt ist der Notfallplaner selber zum Notfall geworden.

Schweden

Thriller in Echtzeit

Als einziges Land in Europa hat Schweden geringe Einschränkungen verordnet.



Epidemiologe Rocklöv.

Schweden reagiert erstaunlich liberal auf die Corona-Pandemie. Der Staat hat die Verantwortung auf die Bürger übertragen – vielleicht bleibt ihm angesichts fehlender Ressourcen auch gar nichts anderes übrig. Aber nicht alle im Land sind glücklich über den «schwedischen Sonderweg». Joacim Rocklöv, Epidemiologe von der Universität Umeå, sieht darin ein gefährliches Experiment mit Menschenleben. «Wer den Blick nach Schweden richtet, hat den Eindruck, einen Horrorfilm zu sehen», sagt Lisbeth Davidsen, Reporterin des dänischen Fernsehsenders TV2.

Joacim Rocklöv zählt zu jenen Experten, die für eine andere Strategie eintreten und strengere Ausgangsbeschränkungen fordern, wie sie in anderen Ländern praktiziert werden. «Wir haben es mit einer schweren Krankheit zu tun, und Schweden unterscheidet sich nicht von anderen Ländern», sagt Rocklöv. Das medizinische Personal ist in Aufruhr, weil nicht ausreichend Schutzkleidung zur Verfügung steht.

Die skandinavischen Nachbarn sind beunruhigt. In Dänemark beobachtet man voller Sorge, dass kein Lockdown verhängt wurde, und in Finnland und Norwegen wird befürchtet, dass infizierte Personen aus Schweden über die Grenze kommen. Andererseits glauben viele, dass Schweden gute Chancen hat, die Pandemie gut zu überstehen, obwohl das öffentliche Leben weitergeht. Vielleicht, weil in Schweden das Social Distancing dem nordischen Charakter entspricht, zwischen den Generationen seit je gepflegt wird und fast vierzig Prozent der Bevölkerung in einem Single-Haushalt leben. Anders Tegnell, Schwedens oberster Epidemiologe, plädiert zwar für deutlich mehr Corona-Tests, doch es fehlt an Kapazitäten. Bislang wurden 4000 Infizierte und 170 Corona-Todesfälle registriert (Stand Dienstag).

Aber das letzte Wort ist noch nicht gesprochen. Schweden durchlebt gerade einen Thriller in Echtzeit – und niemand weiss, wie er ausgehen wird. *Katerina Janouch*

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

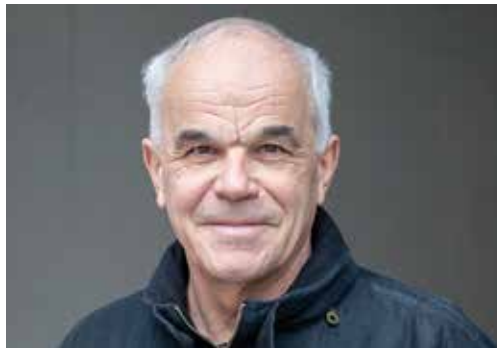
Personenkontrolle

Maurer, Cassis, Parmelin, Koch, Kuster, Strupler, Bischof, Kopp, Huonder, Bürcher, Godat, Furrer, Messner, Felix, Merkel, Urbaniok, Tabrizian, Andrew, Elizabeth II., Harry, Meghan

Ueli Maurer, Sparfuchs, ist berüchtigt für Stegreif-Antworten, die sich nicht immer als lupenrein herausstellen. So auch bei der Ankündigung des Hilfspaketes für die Wirtschaft vorletzte Woche. Auf die Frage der *Weltwoche*, ob es nicht angebracht wäre, die vom Bund garantierten Kredite bis zu 500 000 Franken für Kleinunternehmen zinslos zu gewähren, winkte der Finanzminister ab: Die Banken hätten bei der Vergabe der Kredite Unkosten. Und: «Sie sind nicht Pestalozzi.» Offenbar hielt der Finanzminister einen bescheidenen Zins durchaus für vertretbar. Eine Woche später gab er dann bekannt, dass auf Kredite bis zu 500 000 Franken nun doch kein Zins bezahlt werden müsse, was im Umkehrschluss bedeutet: Die Banken sind Pestalozzi – jetzt noch. (hmo)

Ignazio Cassis, Zahlenakrobat, jongliert mit den Milliarden des Hilfspaketes, dass einem dabei fast schwindlig wird. Als der Aussenminister vergangene Woche seinen von der Corona-Krise hart getroffenen Heimatkanton besuchte, gab er an einer Pressekonferenz zu verstehen, Bern habe das Tessin nie vergessen. Der FDP-Bundesrat kam dabei auch auf die Hilfe für Unternehmen zu sprechen. Er erinnerte daran, dass der Bundesrat zur Unterstützung der Wirtschaft «ein Maxi-Paket von über 50 Milliarden Franken» geschnürt habe. Was freilich ein paar Fragen aufwirft. Waren die «über 50 Milliarden» eine typisch italienische Übertreibung? Oder hat er bereits künftige Aufstockungen des Hilfspaketes vorweggenommen? Wirtschaftsminister Guy Parmelin (SVP) jedenfalls spricht bisher bloss von 42 Milliarden Franken. (hmo)

Daniel Koch, Rentner im Unruhestand, wechselt die Funktion. Wie das Bundesamt für Gesundheit (BAG) bekanntgab, wird Koch am 30. April nach zwölf Jahren an der Spitze der Abteilung Übertragbare Krankheiten pensioniert. Der hagere Chefbeamte mit den dunklen Augenringen ist so etwas wie das Gesicht der Coronavirus-Krise. Unaufgeregt verkündet er seit Wochen täglich die Entwicklung der Fallzahlen in der Schweiz. Nun gibt er die Leitung der Abteilung an den Zürcher Stefan Kuster ab. Koch bleibt dem BAG aber auch nach seiner Pensionierung erhalten. Er wird neu Delegierter des BAG für Covid-19, berät und unterstützt in die-



Einmaleins des Managements: Vikar Kopp.



Augenringe der Krise: Chefbeamter Koch.



Mutterliebe: Queen Elizabeth II.



Richtige Schlüsse: Psychiater Urbaniok.



Veilchen gegen Corona: Heilpraktiker Tabrizian.

ser Rolle Pascal Strupler, den Direktor des BAG. Auch wird er das BAG weiterhin an den Medienkonferenzen des Bundes vertreten. (hmo)

Pirmin Bischof, Bettelmönch, streckt die Hand aus nach bundesbernischen Almosen. Der CVP-Ständerat und Präsident des Verbandes freier Berufe (Ärzte, Anwälte, Architekten usw.) hat einen offenen Brief an Wirtschaftsminister Guy Parmelin geschrieben. Darin fordert er diesen auf, alle Selbständigen der Covid-19-Erwerbsausfallentschädigung zu unterstellen. Das ist nicht alles. Der Solothurner Politiker verlangt, dass der Bundesrat die Maximalsätze der Covid-19-Erwerbsausfallentschädigung verdoppelt, da die bisherigen 196 Franken pro Tag die Fixkosten eines Kleinbetriebes bei weitem nicht deckten und oft der Konkurs drohe. Sein Anliegen würde Selbständigen wie zum Beispiel Rechtsanwältinnen im besten Fall monatliche Zahlungen des Staates von über 10 000 Franken bringen. Kein schlechter Schnitt, wenn man bedenkt, dass andere mit weniger Arbeitslosengeld und mit Bankkrediten über die Runde zu kommen versuchen. (hmo)

Martin Kopp, Kirchenkritiker, ist als Generalvikar des Bistums Chur abgesetzt worden. Der 1946 in Zürich geborene Priester hatte öffentlich das Auswahlverfahren für die Nachfolge von Bischof Vitus Huonder kritisiert und die Politik aufgerufen, zu intervenieren. Damit versties Kopp gegen die interne Vereinbarung mit Bischof Peter Bürcher, der das Bistum provisorisch leitet. Bürcher ahndete das «illoyale Verhalten» umgehend und zeigte, dass die katholische Kirche auch das Einmaleins des Managements beherrscht: Unliebsame Personalien löst man am besten dann, wenn die öffentliche Aufmerksamkeit mit einer anderen, viel grösseren (Corona-)Krise beschäftigt ist. (kep)

Dominique Nicolas Godat, Heimkehrer, führte sechs Jahre lang das legendäre Hotel «Metropol» im Herzen Moskaus. Der 61-jährige Schweizer riss das Haus aus dem Winterschlaf und beförderte es wieder zur ersten Adresse der Stadt. Nun kehrt er in die Schweiz zurück – und kümmert sich als neuer Direktor des Zürcher Restaurants «Kronenhalle» um ein anderes Monument der Gastronomie. Dass mit Godat

ein echtes Schwergewicht den Platz Zürich belebt, macht nun auch die European Hotel Managers Association deutlich. Sie zeichnet Godat als European Hotel Manager des Jahres aus. (tre)

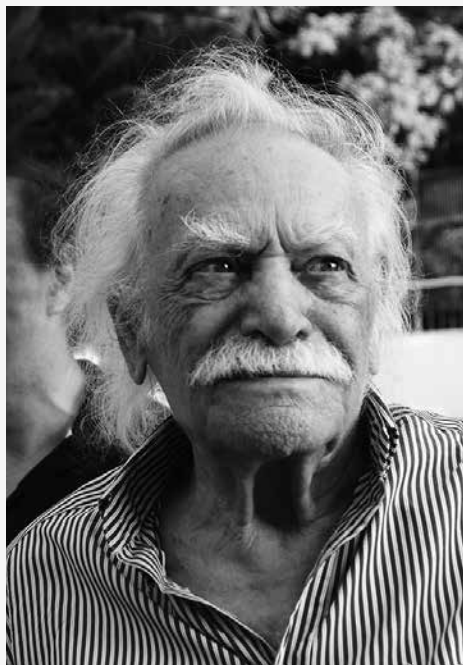
Art Furrer, Gipfelstürmer, macht aus der Not eine Tugend. Weil die Bergbahnen virusbedingt ruhen, hat der 83-jährige Skiakrobatik-Pionier und Hotelier von der Riederalp die Felle an den Ski befestigt und steigt mit Ehefrau Gerlinde die Skipisten hoch: «Oben gönnen wir uns ein Gläschen Fendant und ein Stück Speck – und dann geniessen wir die Abfahrt.» Am 4. April hätte er seinen Auftritt in der Jubiläumsshow von «Verstehen Sie Spass?» haben sollen. Mit Vier-Meter-Ski mimte Furrer einst einen texanischen Touristen, und mit dem Kiosk am Matterhorn brachte er Rekordbergsteiger **Reinhold Messner** zur Weissglut. Nun hätte er in München diese Episoden wiederaufleben lassen wollen. Doch das Coronavirus verhindert seine Anreise. Auch die frühere Showmasterin **Paola Felix** – eine der Hauptpersonen der Sendung – wird nur via Video zugeschaltet werden. (tre)

Angela Merkel, selbstisolierte Kanzlerin, hat wohl den Mund zu voll genommen. «Der Rassismus ist ein Gift», hatte sie unmittelbar nach dem Amoklauf von Hanau verkündet, bei dem neun Menschen getötet worden waren. Nun kommt das Bundeskriminalamt (BKA) zu demselben Schluss, den der forensische Psychiater **Frank Urbaniok** schon eine Woche nach der Tat in einem Gespräch mit der *Weltwoche* gezogen hatte: Der Täter war kein Rechtsextremist oder Rassist, sondern psychisch gestört. (ky)

Abbas Tabrizian, Heilpraktiker, legt seinen Anhängern als vorbeugende Massnahme gegen die Corona-Krankheit eine unkonventionelle Methode ans Herz. Sie sollten einen Wattebausch in Veilchenöl tauchen und diesen danach in den After einführen, meint der Ajatollah aus der iranischen Pilgerstadt Ghom. Das ätherische Öl habe ein zu wenig erforschtes Potenzial, ist der «Vater der islamischen Medizin» überzeugt. Das sei ein Jammer, denn bereits im 12. Jahrhundert hätten persische Gelehrte auf Veilchenöl als Mittel gegen Halschleim oder Schnupfen geschworen, falls es denn Allahs Wille entspreche. (ph)

Prinz Andrew, Lieblingssohn, scheint wieder die Gunst seiner Mutter zu geniessen. Palastbeobachter sehen Indizien, dass Königin **Elizabeth II.** ihrem zweitgeborenen Sohn die Verwicklung in den Epstein-Skandal verzeihen hat. So darf er, im Gegensatz zu **Harry** und **Meghan**, weiter den Titel «Königliche Hoheit» tragen. Sein Geburtstag im Februar wurde im Hofkalender verzeichnet, und bei «Trooping the Colour», der Parade zu Elizabeths offiziellem Geburtstag im Juni, soll er als Oberst der Grenadier Guards an der Spitze seines Regiments reiten. (ky)

Nachruf



Zweimal zum Tode verurteilt: Politiker Glezos.

Manolis Glezos (1922–2020) – Europas Linke hat Ikonen, an denen sie ihr Herz wärmen und mit denen sie an heldenhafte Zeiten erinnern kann. Dolores «La Pasionaria» Ibárruri war Spaniens lebende Legende, Glezos gleichsam ihr griechisches Gegenstück.

Schlagartig im ganzen Land berühmt wurde er mit einer einzigen, tollkühnen Tat: Gemeinsam mit einem Freund erkletterte er kurz nach der Besetzung Griechenlands durch deutsche Truppen 1941 die Akropolis und riss die dort gehisste Hakenkreuzflagge herunter.

Damit begann ein Leben des Widerstands gegen alles, was für ihn Ausbeutung und Unterdrückung bedeutete. Er wurde gefoltert, zweimal zum Tode verurteilt und immer wieder inhaftiert – sechzehn Jahre seines Lebens verbrachte er in Haft oder in Verbannung: unter den Besatzern, als Linker unter der konservativen griechischen Nachkriegsregierung und unter dem Obristenregime. Wegen dieser Erfahrung, so sagte er einmal später, könne er weisse Wände nicht leiden. Bis ins hohe Alter hielt Glezos die Erinnerung an den Krieg aufrecht. Leidenschaftlich kämpfte er für Reparationen Deutschlands an Athen, deren Höhe er auf 320 Milliarden Euro bezifferte – zufälligerweise genau so viel, wie Griechenland ausländischen Gläubigern schuldete. Auch als er schon am Stock ging, nahm er an Demonstrationen gegen die von der EU verordneten Sparmassnahmen teil – erkennbar an seinen schlohweissen Haaren, dem Schnäuzer und der Fischermütze, ein leibhaftiger Wiedergänger von Alexis Sorbas.

Im hohen Alter wurde Glezos, der nach der Wiederherstellung der Demokratie zunächst für die sozialistische Pasok-Partei und dann für Syriza politisierte, auch vom politischen Gegner respektiert. Mit den meisten Stimmen aller Bewerber wurde er 2014 ins Europaparlament gewählt – mit 92 Jahren der älteste Parlamentarier aller Zeiten. Ex-Premier Alexis Tsipras traf die Stimmung vieler Griechen wohl am besten, als er den Toten würdigte: «Wir fühlen uns wie Waisen, aber wir sind stolz, den Weg mit ihm gegangen zu sein.» *Wolfgang Koydl*

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Was können KMU von Banken erwarten?

Ab Montag, 6. April, täglich um 17.35 Uhr auf



und ab Montag, 13. April,
täglich um 17.25 Uhr auf

TELE Z

und unter:

www.fokus-kmu.tv



Die Fähigkeit des *Homo sapiens*, sich zu ändern, hat ihre Grenzen erreicht.

Regenwald

«Natürliche Folge der Zerstörung»

Von James Hamilton-Paterson — Regenwälder sind das grösste Reservoir von Tier- und Pflanzenarten – und von Viren. Wer die Bauernmärkte in Südostasien kennt, dem fällt es schwer, Viren-Krankheiten nicht als Vergeltung dafür zu empfinden, wie dort Lebewesen misshandelt werden.

Bald nach Ausbruch der derzeitigen Covid-19-Pandemie kamen finstere Gerüchte auf: Ursache der Krankheit sei ein Virus, das aus einem chinesischen Labor für biologische Kriegführung entwichen sei. Ironischerweise wäre das erfreulicher gewesen als der wahre Grund, denn dann hätte man bequem einer Handvoll verrückter Wissenschaftler die Schuld zuschieben können. Tatsächlich sind aber indirekt wir alle dafür verantwortlich.

Coronaviren bilden eine grosse, dauernd mutierende Gruppe von Erregern, die eine ganze Reihe von Infektionen auslösen, die vom Schnupfen bis zur Sars-Epidemie der Jahre 2002/03 reicht. Sars (Severe Acute Respiratory Syndrome, schweres akutes Atemwegssyndrom) wurde erstmals im Südosten Chinas festgestellt, breitete sich rasch in 26 Ländern aus und verursachte beinahe 800 Todesfälle. Das aktuelle Virus ist eine Variante, die von Molekularbiologen Sars-CoV-2 genannt wird, was darauf hindeutet, wie nah diese Coronaviren miteinander verwandt sind.

Viel weniger leicht nachweisbar ist, welchen Weg genau sie aus der Wildnis genommen haben, bis sie Menschen infizieren konnten. Als im Dezember 2019 die ersten Covid-19-Patienten in der Provinz Hubei ins Krankenhaus kamen, gelang es chinesischen Forschern sehr rasch, das Genom des verantwortlichen Virus zu sequenzieren und es als nahen Verwandten des ursprünglichen Sars-Virus zu identifizieren. Sehr viel weniger klar war – und ist bis heute nicht bekannt –, wo genau es seinen Ursprung hatte. Da viele der ersten Opfer den riesigen Markt der Stadt Wuhan besucht hatten, wurde angenommen, eine der dort verkauften Tierarten, die als Virenwirte bekannt sind, sei verantwortlich.

Der erste Verdacht fiel auf die Schuppentiere. Dann entdeckte man, dass die Java-Hufeisennase (*Rhinolophus affinis*), eine in Süd-

ostasien weitverbreitete Fledermausart, ein Reservoir des ursprünglichen Sars-Virus ist, und vermutete, dass der Larvenroller (*Paguma larvata*), eine Schleichkatze, der wahrscheinlichste Zwischenwirt sei. Larvenroller sind von Indien bis in die Philippinen verbreitet, in Südchina werden sie stark bejagt. Auch solche Tiere gab es in Wuhan zu kaufen. Doch noch immer lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, ob eine dieser Tierarten eindeutig der Ursprung der Verbreitung von Covid-19 ist.

Nur die Wirtschaft zählt

Präsident Trumps Kampagne, Sars-CoV-2 als «das chinesische Virus» zu brandmarken, ist nur die neuste Version der Beschwörung einer «gelben Gefahr». (So wie es bestimmt auch

Unbekannte Viren kommen aus der äquatorialen Wildnis der Erde und entdecken die Menschheit.

kein Zufall ist, dass in «Contagion», Steven Soderberghs Film aus dem Jahr 2011, die Infektion von Hongkong aus eingeschleppt wurde.) Dass Sars und nun Sars-CoV-2 erstmals in China auftraten, muss einer amerikanischen Regierung als bedeutsam vorgekommen sein, die sich wegen ihrer abnehmenden weltweiten Bedeutung durch Chinas Aufstieg bedroht fühlt. Doch ein bestimmtes Land für eine Pandemie verantwortlich machen zu wollen, heisst, absolut nichts begriffen zu haben. Dass erneut ein mutiertes Coronavirus so rasch so viele Menschen auf diesem Planeten befällt und umbringt, hat vielmehr damit zu tun, wie wir mit diesem Planeten umspringen.

Die meisten Menschen, die sich Gedanken machen, sind sich mittlerweile einig, dass die Gesundheit der Menschheit ohne ein ebenso gesundes Ökosystem nicht gewährleistet wer-

den kann. Jahrzehnte vor der Geburt von Greta Thunberg warnten Wissenschaftler bereits davor, dass unser stetiges Vordringen in die Lebensräume der Wildnis uns alle gefährde. 1992 brachte der *New Yorker* einen Artikel von Richard Preston über den Ursprung von HIV, dem menschlichen Immunschwäche-Virus, das damals in grossen Teilen der Welt wütete. Darin stand: «Das Aufkommen von Aids scheint eine natürliche Folge der Zerstörung der tropischen Biosphäre zu sein. Unbekannte Viren kommen aus der äquatorialen Wildnis der Erde und entdecken die Menschheit. Es scheint sich folgerichtig aus der Zerstörung tropischer Lebensräume zu ergeben. Insofern könnte man Aids als Rache des Regenwalds bezeichnen.»

Zum Schluss schrieb Preston, als der Welt grösster Fundus an Tier- und Pflanzenarten seien die Regenwälder auch der grösste Fundus an Viren, denn alle Lebewesen seien Virenträger. Vor beinahe dreissig Jahren sagte er auch voraus, Aids werde nur eine von vielen aufeinanderfolgenden Epidemien sein, wenn wir die Lebensräume der Wildnis nicht in Ruhe liessen. Seither sind im Zeichen von Globalisierung und kommerziellen Interessen die verbliebenen unberührten Gebiete der Welt nur umso rücksichtsloser ausgebeutet worden. Jetzt, da Covid-19 Fahrt aufnimmt und die meisten Industrienationen sich im Zustand des Lockdown befinden, sprechen Biologen ungerührt über die nächste Pandemie, und zwar nicht darüber, *ob* es eine geben werde, sondern *wann*.

Man fragt sich, ob dieser Prozess nicht schon viel länger im Gang ist, als wir es uns bewusst sind. In Anbetracht dessen, dass wir erst seit kurzer Zeit etwas über Mikroben und Viren wissen – könnte es nicht sein, dass gewisse Seuchen, von denen im Lauf der Jahrhunderte die Rede war und die man oft als Strafe Gottes für



die Sündhaftigkeit der Menschen angesehen hatte, auf Viren zurückgingen, die durch wilde Tiere übertragen wurden? Damals, als Europas grosse Wälder zugunsten der Landwirtschaft unaufhaltsam gerodet wurden, müssen die Bauern mit vollkommen ungezähmten Lebewesen in Berührung gekommen sein, die Wirte von Virenstämmen waren, denen sie noch nie ausgesetzt gewesen waren und gegen die sie somit keinerlei Abwehrkräfte hatten. Die Siedlungen der Menschen lagen damals viel weiter auseinander, und da vergleichsweise wenig gereist wurde, bedeutete dies, dass Seuchen sich nur beschränkt ausbreiten konnten.

Fotos vom Markt der Stadt Wuhan vor seiner Schliessung zeigen, dass er einer wie Tausende andere in Asien und Afrika war. Wer Bauernmärkte in Südostasien, von Sulawesi über Vietnam bis Laos und darüber hinaus, kennt, dem fällt es schwer, von Tieren auf Menschen übertragene Krankheiten nicht als Rache der Natur zu empfinden, als Vergeltung dafür, dass unzählige Lebewesen in ihren natürlichen Lebensräumen gejagt oder in Fallen gelockt, unter entsetzlichen Bedingungen gehalten und oft vor den Kunden lebendigen Leibes zerstückelt werden. Auf dem Hauptmarkt der Stadt Wuhan wurden lebende tropische Tiere und gedörrte Teile von Tieren verkauft, zum Essen oder zur Verwendung in der traditionellen chinesischen Medizin, die weltweit verbreitet und eine Riesenindustrie ist.

Obschon man deren Wirksamkeit zum Teil anzweifelt, sogar in China, ist Staatspräsident Xi Jinping ein begeisterter Befürworter der traditionellen chinesischen Medizin. An einer Versammlung letzten Oktober in Peking bezeichnete er sie als «Schatz der chinesischen Zivilisation und Verkörperung der Weisheit der Nation und ihres Volks». Es geht hier nicht um die Wirksamkeit mancher Kräuter sowie den Placeboeffekt. Das Problem sind die Verwendung von Tieren und von Teilen der Tiere sowie die abscheuliche Weise, wie damit gehandelt wird.

Die lebenden Pythons, gefesselten Affen und verschnürten Flughunde, die als *bushmeat* verkauft werden, also als Wildfleisch von Tieren aus dem Regenwald oder der Savanne; die zitternden Hunde, die mit zugeschnürten Schnauzen des Messers harren; die Fische, die

lebendigen Leibes aufgeschlitzt werden, damit als Zeichen ihrer Frische die pulsierende Schwimmblase sichtbar wird – sie alle verlangen Wiedergutmachung. Covid-19 und das viel gefährlichere und schrecklichere Ebola-Fieber können einem wie eine gerechte Strafe vorkommen für die Gleichgültigkeit der Massen gegenüber entsetzlicher Grausamkeit, auch wenn das Überspringen mutierter Viren auf Menschen eine völlig logische Folge ist.

Viele der erbarmenswerten Schuppentiere auf dem Markt von Wuhan dürften von den Philippinen hereingeschmuggelt worden sein, wo sie von Bauern auf Palawan gefangen wurden. Die lebenden Tiere werden zurzeit für umgerechnet Fr. 154,50 pro Kilo verkauft, was für einen armen Bauern sehr gutes Geld

Unseres extrem aufwendigen Lebensstils wegen sind wir alle verantwortlich.

ist. Es gibt auch Schuppentierarten in Vietnam und Nigeria. Weil der Handel mit diesen lebenswerten und bedrohten Tieren international verboten ist, müssen die Behörden in China und den Ursprungsländern bestochen werden, um mit ihnen gemeinsame Sache machen zu können. Diese Art von Handel spiegelt unsere selbstsüchtige Einstellung der Natur gegenüber wider. Das Einzige, was zählt, ist der wirtschaftliche Nutzen.

Der Affe und die Banane

Vergangenen Monat sind internationale Journalisten und Experten nicht müde geworden, zu versichern, nach dem Überleben der gegenwärtigen Pandemie werde die Welt nicht mehr dieselbe sein. Es gebe keine Alternative zu einer Greta-artigen Revolution unserer Haltung. Das Überleben unserer Gattung hänge davon ab, dass wir in respektvoller Harmonie leben würden mit dem, was von der Natur noch übrig sei. Es sei dringend nötig, dass wir unsere Lebensweise von Grund auf änderten, unsere ökonomischen Prioritäten neu setzten. Unsere Welt habe sich für immer verändert.

Ich wünschte mir, mir fielen nicht sofort ganz ähnliche Dinge ein, die während der Bankenkrise 2008 gesagt worden sind: Unsere

globalisierte Version des Kapitalismus, die auf vollkommen fiktivem Geld beruhe, sei zu destruktiv, als dass sie weiterbestehen dürfe, weshalb alles sich zwangsläufig einfach ändern müsse. Was wirklich geschah, war, dass gewaltige Summen realen Gelds von den Steuerzahlern erhoben wurden, um das System zu retten, wobei an der Krise nicht allein die Banker schuld gewesen waren: Millionen gewöhnlicher Steuerzahler hatten jahrelang mitgemacht bei der sinnlosen Raserei des Börsenmarkts, unbekümmert Schulden angehäuft und Häuser gekauft mit Krediten, von denen viele wussten, dass sie sie nie würden zurückzahlen können.

Auch in diesem Fall kann die Schuld an einer Katastrophe mit weltweiten Auswirkungen nicht einfach einem bestimmten Gewerbe oder einer Gruppe von Leuten in die Schuhe geschoben werden. Unseres extrem aufwendigen Lebensstils wegen sind wir alle verantwortlich. Die Staatsverschuldung der USA allein beträgt zurzeit 23,6 Billionen Dollar, was bedeutet, dass jeder amerikanische Steuerzahler Schulden von 190 528 Dollar hat. Dies spiegelt sich wider im weltweiten Konsumismus. Und ebenso wie im Fall der Natur, die zurückschlägt, ist es schlicht nicht möglich, zu glauben, dass wir für unser Verhalten eines Tages nicht die Rechnung präsentiert bekommen werden.

Der Zyniker in mir freilich sagt: Wenn Covid-19 ausgestanden ist und die Überlebenden aus ihren Bunkern hervorkommen, wird sich ausgesprochen wenig ändern. Mit grimziger Belustigung nehmen wir zur Kenntnis, dass Präsident Trump aufruft zu einer «raschen Rückkehr zur Normalität» nach Ostern. All das deutet darauf hin, dass die Fähigkeit des Homo sapiens, sich zu ändern, ihre Grenzen erreicht hat. Unser Verhalten ist leider genetisch bestimmt. Es gibt eine alte Geschichte darüber, wie man einen Affen fangen kann: Man legt eine Banane in ein Gefäss, dessen Öffnung genau so eng ist, dass ein Affe seine Hand hineinstrecken kann. Weil sein Instinkt ihm verbietet, die Banane loszulassen, bleibt seine Hand im Gefäss stecken. Ich fürchte, wir sind genau wie dieser Affe.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Am Wirtschaftskollaps Millionen verdienen

Von Christoph Mörgeli

Was wir gegenwärtig als «Wirtschaftspolitik» bezeichnen, kann nichts anderes erreichen als die Vernichtung der Wirtschaft. Doch ist eine Mehrheit der Bevölkerung gewillt, diese Wirtschaftsvernichtung für eine begrenzte Zeit im Interesse der menschlichen Gesundheit hinzunehmen. Was sich aber die Gewerkschaften momentan an wirtschaftlichem Zerstörungsdrang herausnehmen, schreit zum Himmel. Jede Art von Kapitalaufzehrung ist ihnen willkommen, solange es noch etwas aufzuzehren gibt. Mit immer massloseren Forderungen opfern sie skrupellos das Morgen dem Heute.

Noch gefährlicher als ein globales Virus ist für unser Land die Gewerkschaft Unia. Eben noch forderte sie eine dreizehnmalige monatliche Auszahlung der AHV. Jetzt verlangt sie den totalen «Shutdown», die «vorübergehende Schliessung aller Betriebe», wenn diese nicht «essenziell» seien. Aus der vorübergehenden würde eine dauerhafte Schliessung. Damit erreicht die Unia höchstens die Wirtschaftstotenstille einer Totalkrise. Dazu Firmenpleiten im grossen Stil und Massenarbeitslosigkeit.

Die Gewerkschaft Unia behauptet, ihre Mitglieder seien allesamt gesundheitlich gefährdet. Noch mehr als das Coronavirus schafft die Unia Kranke, indem sie den Willen zum Gesundsein zerstört. Die Unia vernichtet die Grundlagen unseres Rechtsstaats, indem sie fordert: «Wir brauchen eine Umkehr der Beweislast.» Die Unia-Präsidentin Vania Alleva hat Kunstgeschichte studiert, beherrscht aber vor allem die Kunst des Abzockens: An jedem Fall von Arbeitslosigkeit, an jedem Fall von Kurzarbeit verdient die Gewerkschaft Unia mit. Noch im Wirtschaftskollaps füllt sie sich die Taschen mit Millionen.

Gewerkschaftsfunktionäre heissen in der Regel weder Binggeli noch Henggeler noch Zanger. Sondern Alleva, Pardini, Ferrari, Fedele, Quaglia, Schiavi oder Polito. Ihre Eltern oder Grosseltern sind aus Italien in die Schweiz ausgewandert, weil sie hier eine bessere wirtschaftliche Zukunft erwartete. Denn Italien haben nicht zuletzt die Gewerkschaften an den Rand des Staatsbankrotts getrieben. Da ist es recht beunruhigend, wenn nun einzelne Secondos mit den grandios gescheiterten Rezepten ihrer alten Heimat das Schweizer Haus zum Einsturz bringen wollen. Denn die Gewerkschaften sorgen einzig dafür, dass immer mehr Menschen für immer mehr Geld immer weniger leisten.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Notstrom-Aggregate statt Kampfflieger

Von Peter Bodenmann — Es gibt zwei grosse Gefahren für die Schweiz: erstens Pandemie (haben wir); zweitens Blackout (droht uns).



Macht es Viola Amherd in Sachen Zusammenbruch des Stromnetzes besser?

Nach 25 Jahren SVP-Armee ist alles klar: Fast keine Schutzmasken, fast keine Schutzanzüge, nur 200 Beatmungsgeräte. Vor sechs Jahren schrieb ich in dieser Zeitung zu Ebola: «Warum fordert niemand, dass die Schweizer Armee Freiwillige in ihren Reihen sucht, die einen sinnvollen, wenn auch nicht ganz risikofreien Einsatz in Afrika leisten? Verfügt die zu teure Schweizer Armee über keine entsprechenden Schutzanzüge der neuesten Generation?»

Ueli Maurer ist neu für die Wirtschaft zuständig. Im *Sonntagsblick* teilte er uns im Militär-Jargon mit, dass er in zehn Tagen «ausgeschossen» sei. Und löste damit einen Sturm auf die Banken aus. Thomas Aeschi wollte zuerst den Parlamentsladen in Bern dichtmachen. Und jetzt will der Fraktionschef der SVP bereits im April die Coiffeusen der Gefahr aussetzen. Die SVP hat, vorsichtig umschrieben, einen verdammt schlechten Lauf.

Seit 2015 wissen wir, dass sich die Schweiz – neben dem Gau eines Atomkraftwerkes – vorab vor zwei Gefahren fürchten muss. Erstens vor einer Pandemie. Und zweitens vor einem flächendeckenden, mehrwöchigen Strom-Blackout. 2015 wurden die Gefahren erkannt, aber finanziell unterschätzt. Die Pandemie wird uns mindestens 250 und nicht 100 Milliarden Franken kosten. Kein Problem, da unsere Nationalbank auf 750 Milliarden Franken festsetzt. Noch.

Im Corona-Nachgang wird die Armee massiv in Schutzmasken, Schutzanzüge und Beatmungsgeräte investieren müssen – sowie eine unabhängige Forschung, die Entwicklung und Produktion von Impfstoffen und Antibiotika der nächsten Generation querfinanzieren dürfen.

Bleibt der Blackout. Damit die Schweiz sicheren Strom hat, brauchen wir eine installierte Leistung von gut 10 Millionen Kilowatt Strom, damit ein Netzzusammenbruch nicht alles lahmlegt. Zudem kleinräumig abschaltbare Versorgungsnetze, die vor Hacker sicher sind. Konkreter: Es braucht 3500 Notstrom-Aggregate mit je 3000 Kilowatt Leistung, die acht Wochen durchhalten können. Nach dem Motto: Jedes Quartier so sicher mit Strom versorgt wie das Regionalspital.

Das kostet uns über alles gesehen weniger als 35 teure Kampfflugzeuge und würde im Rahmen des ökologischen Umbaus auch Dunkelflauten verhindern.

Nutzt Viola Amherd die Gunst der Stunde? Macht sie es besser als ihre SVP-Vorgänger Adolf Ogi, Sämi Schmid, Ueli Maurer und Guy Parmelin?

Um Trump zu besänftigen, kann man ja 3500 amerikanische Caterpillar-Stromgeneratoren kaufen. Und diese durch Ammann in Langenthal liefern lassen. Zwei Fliegen auf einen *Tätsch*.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Liberaler Schrecken

Von Kurt W. Zimmermann — Ohne staatliche Hilfe gehen die meisten Medienhäuser in die Knie. Aber der Staat kann kaum helfen.

Beginnen wir mit einer Schadensfrage: Welcher grössere Verleger des Landes hat derzeit das ärgste Problem?

Es ist Verleger Christoph Blocher. Ihm gehören 29 regionale Gratisanzeiger. Dieser Zeitungstyp ist ein Spezialfall, denn er hat keine Abonnenten und lebt nur von Werbung. Doch keine Boutique und keine Pizzeria schalten Inserate, wenn sie geschlossen sind.

Blochers Blätter, von *Wintertthurer Zeitung* bis *Aarauer Nachrichten*, erscheinen darum nicht mehr oder nur sporadisch.

Die anderen grösseren Verlage stehen nicht viel besser da. Sie haben zwar, anders als Blocher, auch Umsätze durch ihre Abonnenten, die durch Corona nicht verlorengehen. Aber auch bei ihnen stammt fast die Hälfte der Einnahmen aus der Werbung.

Letzte Woche organisierte der Schweizer Verlegerverband einen Workshop mit Experten diverser Branchen, um den Verlust bei der Werbung zu schätzen. Das Resultat war übel. In diesem Jahr gehen demnach die Werbeerlöse für die Presse um 380 Millionen Franken zurück. Das ist die Hälfte des Vorjahresvolumens, das bei rund 800 Millionen lag.

Zum Minus der Presse kommen Einbrüche bei Radio, TV und Online hinzu. 2020 wird für die Verlage ein Blutbad werden.

Marktleader TX Group, die frühere Tamedia, rechnet in diesem Jahr mit einem Werberückgang von achtzig bis hundert Millionen. Ringier geht ebenfalls von achtzig bis hundert Millionen aus. TX Group und Ringier, dank ihrer hohen Substanz, werden das Corona-Jahr aus eigener Kraft überstehen. Für die andern ist das zweifelhaft.

«Der Bachelor» geht leer aus

Bei CH Media etwa, der Nummer drei, rächt sich neben dem Minus bei Zeitungsanzeigen nun die starke Ausrichtung auf werbefinanzierte Produkte. Ihre zwanzig Radio- und TV-Sender wie 3 plus und Radio 24 sind in Not. Bei der NZZ-Gruppe, zuletzt schon geschwächt, rückt mangels Inserate die Verlustzone ebenso in Sicht.

Noch ärger in der Bredouille sind die kleinen Zeitungsverlage von *Bieler Tagblatt* bis *Der Rheintaler*. Bei ihnen fallen nicht nur die Anzeigensätze flach. Auch das wichtige Zusatzgeschäft mit ihren Druckereien ist am Boden.

Auch wenn das ein Schrecken für liberale Geister ist: Ohne ein staatliches Hilfsprogramm kommen die Schweizer Medien nicht über die Runden. Die Unterstützung kann



Ironie der Coronageschichte: Verlegerpräsident Supino.

sich auf die Informationsmedien beschränken, die gerade in der Corona-Krise ihre Systemrelevanz deutlich bewiesen haben. *Glückspost* und «Der Bachelor» brauchen keine Regierungshilfen.

Am Mittwoch trafen sich Pietro Supino, der Präsident der TX Group wie des Verlegerverbandes, und Ringier-CEO Marc Walder mit Medienministerin Simonetta Sommaruga. Sie versuchten, ein Notprogramm anzustossen. Zuoberst in der Diskussion stand die Idee, dass die Post die Hauszustellung der Zeitungen gratis übernimmt. Denkbar wären auch zusätzliche Zuschüsse an regionale Radio- und TV-Kanäle oder an digitale Angebote.

Ein umfassendes Hilfspaket, das die enormen Werbeverluste ausgleichen könnte, ist hingegen kaum machbar. Hier schlägt das schwierige Verhältnis von Politik und Medien aus der Vergangenheit durch.

Seit Jahrzehnten haben die Verleger gegen einen Medien-Verfassungsartikel gekämpft, weil sie eine staatliche Aufsicht im Journalismus fürchteten. Nun ist genau dieser liberale Widerstand der Grund, dass eine massive Nothilfe des Bundes nicht möglich ist. Dafür fehlt nun die Verfassungsgrundlage.

Es ist so etwas wie die Ironie der Coronageschichte. Die Medienhäuser haben sich stets gegen den Einfluss des Staates gewehrt. Derselbe Staat kann sie nun nicht erlösen.

Abschotten!

Von Henryk M. Broder — Neue «Willkommenskultur».

Es ist noch nicht lange her, da begann jeder Bericht über die Lage an der amerikanisch-mexikanischen Grenze mit dem Satz: «Die USA schotten sich ab.» Vor allem die Korrespondenten und Reporter der privaten und öffentlich-rechtlichen Sender, die sich in das Grenzgebiet gewagt hatten, waren aufrichtig empört. Die USA weigerten sich, Abertausende von Migranten ins Land zu lassen, obwohl sie Zuwanderern so viel verdankten! Familien wurden auseinandergerissen, Kinder in die Obhut fremder Menschen übergeben. Wie die Lage an der amerikanisch-mexikanischen Grenze ist, weiss ich nicht, denn meine Kollegen haben das Gebiet verlassen und berichten inzwischen darüber, wie sich zwei andere Länder abschotten: Schleswig-Holstein und Mecklenburg-Vorpommern im Norden der Republik, die stolz ist auf ihre «Willkommenskultur», die sie gegenüber Migranten aus aller Welt praktiziert. Denn: «Kein Mensch ist illegal!»



Freilich: Seit auch das Coronavirus zugewandert ist, wird «Willkommenskultur» neu definiert. Schleswig-Holstein (SH; «Land der Horizonte», «Der echte Norden») und Mecklenburg-Vorpommern («MV tut gut – Willkommen im Land zum Leben») lassen nur noch Bürger einreisen, die mit ihrem ersten Wohnsitz in SH beziehungsweise MV gemeldet sind. Alle anderen, sowohl Touristen wie Besitzer von Ferienhäusern, werden an der Grenze abgewiesen oder aufgefordert, das Land umgehend zu verlassen. Zum ersten Mal, seit die innerdeutsche Grenze vor dreissig Jahren gefallen ist, können sich Deutsche in ihrem Land nicht frei bewegen, Familienangehörige besuchen oder ihre Immobilien nutzen. Es handle sich, sagt die Ministerpräsidentin von MV, Manuela Schwesig, um eine Vorsorgemassnahme, «um die Gesundheit der Bevölkerung zu schützen», es sei wichtig, «dass jetzt alle zu Hause bleiben» und nicht kreuz und quer durch Deutschland reisten. Dabei gibt es kein generelles Reiseverbot in Deutschland, aber die Bundesländer haben das Recht, im Notfall restriktive Massnahmen anzuordnen.

Und so gilt einstweilen die Parole «Schleswig-Holstein und Mecklenburg-Vorpommern zuerst!». Nicht dass die Bundesrepublik plötzlich fremdenfeindlich geworden wäre. Es trifft ja nur die eigenen Bürger.



Thiel

Feind innen

Von *Andreas Thiel*

Li Keqiang: Wir sind die letzte mächtige kommunistische Partei. Sonst herrscht fast überall Demokratie.

Xi Jinping: Aber die Demokratien haben eine grosse Schwachstelle.

Li Keqiang: Und die wäre?

Xi Jinping: Ihre Regierungen.

Li Keqiang: Wieso?

Xi Jinping: Auch demokratisch gewählte Regierungen träumen von mehr Macht. Sie müssen sich ständig von Stimmbürgern dreinreden und von Wählern austauschen lassen.

Li Keqiang: Das ist doch kein Regieren!

Xi Jinping: Genau. Der Fehler der Sowjets war, dass sie mit ihrer Propaganda versuchten, die Bürger der Demokratien vom Kommunismus zu überzeugen. Das hat nicht funktioniert. Deshalb setzen wir dort an, wo der natürliche innere Feind jeder Demokratie sitzt.

Li Keqiang: Wo?

Xi Jinping: In der Regierung. Ich habe unseren westlichen Kollegen ein Konzept präsentiert, wie sie über Nacht die totale Macht erringen können. Zuerst müssen sie ein striktes Versammlungsverbot durchsetzen, denn wer über elektronische Medien kommuniziert, ist leichter zu kontrollieren, als wer sich frei versammelt. Und dann müssen sie die freie Marktwirtschaft aussetzen lassen, damit alle vom Staat abhängig werden. Wer vom Staat abhängig ist, lehnt sich nicht gegen ihn auf. Und dann müssen sie das Bildungssystem runterfahren ...

Li Keqiang: Wie soll man auf demokratischem Weg so etwas durchsetzen?

Xi Jinping: Indem man das Kriegerrecht ausruft.

Li Keqiang: Aber im Westen ist doch weit und breit kein Feind in Sicht.

Xi Jinping: Wir geben ihnen einen Feind, der so klein ist, dass man ihn nicht sieht.

Sekretär: Entschuldigung, wenn ich unterbreche, eben kommt eine weitere E-Mail, diesmal aus der Schweiz. Eine gewisse Frau Sommaruga und ein Herr Berset sind ebenfalls sehr interessiert an unserem Konzept.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Leserbriefe

«Warum hat man diese Gruppen (zu denen ich ja auch gehöre) nicht einfach von Anfang an zu Hause isoliert?» *Hans Gantenbein*

Verkehrte Solidarität

Nr. 13 – «Finstere Fragen»; Editorial von Roger Köppel

Nicht nur bei der AHV-, sondern auch bei der Corona-Krise erwartet man in der Öffentlichkeit mit einer gewissen Selbstverständlichkeit Solidarität von der jungen Generation gegenüber Senioren. Die gleiche Solidarität hat man sich auch in den beiden letzten Weltkriegen von den jungen Soldaten erhofft – und tut es immer noch mit Blick auf die AHV. Müsste man in der jetzigen Krise nicht mit Solidarität mit der älteren Generation gegenüber der jüngeren rechnen dürfen? Als siebzigjähriger Arzt, immer noch voll gesund, rüstig und arbeitend, wäre ich bereit, im Notfall auf ein Beatmungsgerät zugunsten eines jüngeren Patienten zu verzichten. Wir «Alten» sind das den jüngeren Generationen schuldig. Wir müssen zudem bereit sein, unsere Kinder und Enkel vor dem wirtschaftlichen Ruin zu schützen. Diese Diskussion fand auch am letzten Sonntag in SRF «Sternstunde» statt und hat mich in meiner Ansicht bestätigt. Die Moderatorin wagte mutig und absolut gerechtfertigt die Frage, ob es ethisch vertretbar sei, betagte Patienten, welche vielleicht sogar gerne sterben würden, notfallmässig zu hospitalisieren und damit das Leben junger Patienten zu opfern. Das Durchschnittsalter von über 79 Jahren der behandelten Patienten lässt doch einige Fragen offen. Die Wahrscheinlichkeit ist sehr erheblich, dass ein Grossteil der Wirtschaft, je länger dieser Zustand andauert, sich nicht mehr erholen wird und zugrunde geht; damit wäre die Existenz der jüngeren Generationen gefährdet. Selbst wenn es uns gelingen würde, die Infektionsrate in der Schweiz auf wenige Procente zu senken, müssen wir damit rechnen, dass eine zweite oder eine dritte Welle kommen werden, bis 70 Prozent der Bevölkerung immun sind. Hinzu kommt, dass ein beachtlicher Teil der Bevölkerung eine Impfung verweigern würde. Ich rufe daher alle älteren Jahrgänge auf, im Notfall gegenüber jüngeren Generationen Solidarität zu zeigen. Wir sind es ihnen schuldig.

Dr. med. Andreas Wüest, Bäch

Eines begreife ich wirklich nicht: Die Corona-Risikogruppen waren von allem Anfang an bekannt. Warum hat man diese Gruppen (zu denen ich ja auch gehöre) nicht einfach von Anfang an zu Hause isoliert? Für alle anderen ist ja Corona nicht viel gefährlicher als eine normale Grippe. Zumindest bei uns in der Schweiz wäre das problemlos möglich, weil die wenigsten Grosse Eltern mit ihren Kindern und Enkeln zusammenwohnen – nicht wie in

Swiss am Boden: Warum die Schweiz der Airline helfen sollte

Nummer 13 – 68. März 2020 – 88. Jahrgang
Preis: 5.00 CHF (inkl. Steuer)

DIE WELTWOCH

Urkraft aus den Bergen

Wie die Schweiz der Corona-Krise trotzt: Gespräche und Befunde.
Von Franz und Benjamin Steinegger, Christoph Mörgele, Roman Zeller und Roger Köppel

Das chinesische Virus

Kampf der Systeme gegen den Erreger. Wer macht es besser?
Von Urs Gehrigger, Peter Keller und Steve Bannon

«Wir brauchen eine globale Führung»

Star-Historiker Harari im Gespräch. Von Pierre Heumann

Einmalig
das Schweizer
Lernen
Feld
Bühne

Ungelöster Widerspruch.

Italien oder Spanien. Dann hätte man alles Übrige ganz normal weiterlaufen lassen können, ohne die ganze Wirtschaft kaputtzumachen. *Hans Gantenbein, Adetswil*

Schon die (Nicht-)Bewältigung der Flüchtlingsproblematik hat die Schengen-Abkommen der EU (der Europäischen Räte-Union) als Schimäre entzaubert: Sie sind nicht einmal das Papier wert, auf dem sie geschrieben stehen! Wenn es noch nötig gewesen wäre, hätte ihnen das Coronavirus den Rest gegeben: Die Grenzen sind als Dämme gegen Pandemien unverzichtbar. Das müsste nun auch dem letzten Don Quijote der Personenfreizügigkeit klar geworden sein! *Oskar B. Camenzind, Brunnen*

Das letzte, was wir brauchen

Nr. 13 – «Nach der Krise werden wir in einer anderen Welt leben»; Interview mit Yuval Noah Harari von Pierre Heumann

Eine globale Führung (durch eine starke Hand) ist das Allerletzte, was wir nach Corona brauchen oder uns wünschen sollten. In einer Krise ist eine starke Hand zwar verständlicherweise immer verführerisch und willkommen. Aber nachher ist nachher! Eine «Weltregierung» ist schon mehrmals angedacht und zu installieren versucht worden: Völkerbund, Uno, vergangene Weltreiche diverser Art. Alles gescheitert und ad absurdum geführt. Je grösser ein politisches Gebilde, umso anfälliger für Missbrauch und Despoten; je kleiner und übersichtlicher, umso stabiler punkto Demokratie. Wenn schon

eine globale Führung, dann ist so was nur möglich und denkbar unter der direkten Leitung durch das Wesen Gottes. *Peter Bolliger, Münsingen*

Das grundlegende Problem ist der ungelöste Widerspruch zwischen dem Recht auf Lebensunterhalt und jenem auf Eigentum. Es stimmt: Eigentum verpflichtet. Andererseits beruhen die aktuellen Probleme auf Entwicklungen, charakterisierbar mit «Tragik der Allmend». Das Recht auf Eigentum stärkt Eigenverantwortung und ist das wirksame Mittel gegen die genannte Entwicklung. Damit die Rechte auf Lebensunterhalt keine Schönwetter-Rechte bleiben, muss der genannte Widerspruch gelöst werden mit dem Ziel einer guten «anderen Welt». *Gernot Gwehenberger, Dornach*

Glaubwürdig

Nr. 13 – «Was hat China zu verbergen?»; Analyse von Gordon Chang

Unmöglich, dass dieses Virus rein zufällig aus einem Markt entsprungen ist. Gordon Changs Theorie klingt absolut glaubwürdig, leider. Es wird interessant sein, zu erfahren, wer am Schluss unsere ausgebluteten Hightech-Firmen schlucken und seine (Welt-)dominierende Strategie durchsetzt. *Fritz Meier, Cadro-Lugano*

Der Apokalypse entgehen

Nr. 13 – «Urkraft aus den Bergen»; Christoph Mörgeli über Katastrophen

Peking, Russland und Kuba profilieren sich als verlässliche Partner der EU durch ihre Unterstützung in der Corona-Krise und betreiben einen Propagandakrieg. Die Staaten befinden sich im Virenkrieg. Tausende Milliarden von Investitionen für das Gesundheitswesen, die Wirtschaft, die soziale Sicherheit und die Altersversorgung sind nötig. Damit fehlen weltweit Tausende Milliarden anderswo. Worauf ist künftig Gewicht zu legen? Corona setzt Grenzen, schränkt Handlungsfreiheiten der Staaten und deren Machtansprüche ein. Corona verlangt nach Antworten für die Zukunft. Sind noch Mittel und Möglichkeiten vorhanden für konventionelle Rüstung und Kriegführung? Sicher ist: Das atomare Arsenal bleibt. Zwingt der Corona-Angriff die Welt zum globalen Waffenstillstand und Frieden, oder sind wir nicht mehr fähig, aus dieser grössten Krise nach dem Zweiten Weltkrieg zu lernen und einer Apokalypse zu entgehen? *Roger E. Schärer, Trin-Mulin*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Glauben Sie, dass die Corona-Krise eine grosse Depression im Stil der dreissiger Jahre auslösen könnte? Oder sind die staatlichen Hilfsmassnahmen geeignet, einen solchen Absturz zu vermeiden?
K.T., Genf

Die Corona-Krise ist entstanden durch eine Epidemie, die im chinesischen Wuhan ausgebrochen ist und sich dann in andere Länder ausgebreitet hat. Durch die weltweite Verbreitung ist aus der Epidemie eine Pandemie geworden. Das Hauptproblem ist, dass man über diese Seuche sehr wenig weiss. Es zeichnet sich ab, dass das Coronavirus aggressiv ist, was bedeutet, dass die Ansteckungsgefahr gross ist. Zudem weiss man, dass die Infektion mit dem Coronavirus tödlich enden kann – bis heute fast ausschliesslich für Risikopatienten, das heisst für über 65-Jährige und Jüngere mit bestimmten Vorerkrankungen. Darum wurde zu Recht alles darangesetzt, die Zahl der Ansteckungen kleinzuhalten.

In der Schweiz grassiert die Epidemie stark. Aber nicht das Coronavirus, sondern

die umfangreichen Massnahmen zum Schutz der Menschen verursachen den Wirtschaftseinbruch: Ganze Betriebe, alle Restaurants, die meisten Läden und Schulen sind geschlossen. Um den Schaden für Angestellte, Selbständigerwerbende und Firmen auszugleichen, wurden vorerst 42 Milliarden Franken bereitgestellt. Dadurch ist aber nicht sichergestellt, dass die Wirtschaft wieder zum Laufen kommt. Erschwerend kommt hinzu, dass die meisten westlichen Industrieländer ebenfalls massiv in die Wirtschaft eingegriffen haben. Ganze Zulieferketten sind zusammengebrochen.

Nun, Sie wollen wissen: Kommt es zur Depression im Stil der 1930er Jahre? Wenn die staatlichen Massnahmen noch lange dauern, ist dies nicht auszuschliessen. Ich glaube das zwar nicht, denn die Länder werden zunehmend vor Eingriffen in die Wirtschaft zurückschrecken, wenn sie die Folgen sehen. Dauert das Ganze nur wenige Monate und ziehen wichtige Länder mit, wird es wieder normalere Verhältnisse geben. Aber eine Rezession, die bis Ende Jahr anhält, ist wahrscheinlich, das heisst mehr Arbeitslose, Kurzarbeit, Konkurse und Gewinneinbussen. Den Absturz können nur die Aufhebung oder Lockerung der wirtschaftlichen Massnahmen verhindern, so dass eine Depression ausbliebe.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.



«Lebensfreude
ist keine
Altersfrage.»

Hans-Jakob Stahel
Leiter Unternehmenskunden
zum selbstbestimmten Leben



Pandemie der Panik

Wie gefährlich ist das Coronavirus, wie hoch sind die Todeszahlen und die Sterblichkeit? Wir wissen sehr wenig, schränken uns aber maximal ein. *Von Katharina Fontana*

Seit bald drei Wochen lebt die Schweiz im Ausnahmezustand, in einer Corona-Phobie mit Horrormeldungen und Schreckensszenarien. Inzwischen sieht man, dass nicht jede düstere Voraussage auch zwingend Realität wird. So sagte etwa der Berner Gesundheitsdirektor Pierre Alain Schnegg am 19. März im *Bund*, dass «der Sturm in den nächsten drei bis sieben Tagen» in Bern eintreffen werde. Sieben Tage später befanden sich in Bern elf Covid-19-Patienten auf der Intensivstation, und Ende März gab es noch so viele freie Kapazitäten, dass Bern Patienten aus anderen Kantonen und aus dem Ausland aufnehmen konnte – ein Sturm sieht anders aus. Anderes Beispiel: Ärzte und Epidemiologen forderten Mitte März eine scharfe Ausgangssperre wie in Italien, da sonst die Kapazitäten in Schweizer Spitälern in wenigen Tagen erschöpft seien; die Lage sei schon jetzt dramatisch, hiess es damals. Vierzehn Tage später verfügten noch alle Kantone über freie Betten und Intensivpflegeplätze, auch das Tessin.

Vielleicht wird die Corona-Welle in den nächsten Tagen mit voller Wucht in den Schweizer Spitälern eintreffen, vielleicht auch nicht, man wird sehen. Immerhin hatten die Kantone nun aber deutlich länger Zeit als gedacht, sich für die Aufnahme der Covid-19-Kranken zu rüsten und die Infrastruktur hochzufahren. In einem Land mit einem der besten und teuersten Gesundheitssysteme sollte das möglich sein.

Einsame Skeptiker

Die Bevölkerung hat den Ausnahmezustand und die massiven Einschnitte in ihr Leben bisher erstaunlich bereitwillig akzeptiert, und auch in der Politik herrscht noch immer eine fast unheimliche Einigkeit darüber, dass man die notrechtlichen Beschlüsse des Bundesrats nicht hinterfragen dürfe. Daneben gibt es aber auch Stimmen, die den Gottesdienst stören. Die den Behörden Panikmache und Corona-Aktivismus vorwerfen. So der Schweizer Arzt und Unternehmer Stephan Rietiker, der jüngst die Aktion «Inside Corona» ins Leben gerufen hat. Rietiker geht von maximal 2200 Todesfällen für die Schweiz aus, ungefähr so viel wie in Jahren mit einer starken Grippe. Auch andere Ärzte und Wissenschaftler halten die Corona-Gefahr für überschätzt und die drastischen Massnahmen zur Eindämmung für masslos überzogen. In Deutschland ist dies beispielsweise der emeritierte Mikrobiologe

Sucharit Bhakdi, einer der bekanntesten Forscher des Landes, der grosse Fragezeichen hinter die Datenerhebung und die Hochrechnungen setzt. Doch Bhakdi und andere Skeptiker führen einen eher einsamen Kampf gegen die Deutungshoheit der Star-Virologen, die derzeit die öffentliche Bühne beherrschen.

Die Meinung, dass das neue Coronavirus gar nicht so schlimm sei, mutet ketzerisch an. Denn das hiesse, dass die Staaten ohne Not die Freiheitsrechte der Bürger aushebeln, das öffentliche Leben lahmlegen und eine Rezession herbeiführen, deren Folgen man sich gar nicht ausmalen mag. Es hiesse, dass sie eine unvergleichliche Dummheit begehen und im Panikmodus das tun, was die anderen Länder ebenfalls tun. Stimmt das? Regiert die Angst? Als medizinischer Laie weiss man nicht, wo die Wahrheit liegt und welche Experten am Ende recht bekommen werden. Zumal sich auch die Leuchttürme der Wissenschaftler untereinander widersprechen. So sieht sich etwa die renommierte Forschergruppe um Neil Ferguson vom Imperial College in London, die mit ihren rabenschwarzen Modellrechnungen die britische Regierung zu scharfen Schutzmassnahmen hat greifen lassen, mit geballter Kritik anderer Forscher konfrontiert, die die Annahmen für viel zu pessimistisch halten.

Mit oder durch Corona sterben?

Ob das Coronavirus einen gesundheitlichen Tsunami auslösen oder am Ende nicht viel schlimmer sein wird als eine Grippe, weiss heute niemand. Dass fast alle europäischen Staaten inklusive der Schweiz drakonische Vorschriften von Schulschliessungen bis zu Kontaktverboten erlassen haben, ist auf die erschreckende Situation in Italien zurückzuführen, das unter der Pandemie leidet wie bisher kein anderes europäisches Land. Gleichzeitig zeigen die Daten des Istituto Superiore di Sanità (ISS), des obersten Gesundheitsamts Italiens, aber auch, dass das Virus fast ausschliesslich für alte Menschen mit Vorerkrankungen lebensgefährlich ist. Laut ISS liegt das Durchschnittsalter der mittlerweile über 11 000 Verstorbenen mit Covid-19 bei 78 Jahren. Der Anteil der 60- bis 69-Jährigen unter den Toten macht 11 Prozent aus, jener der 70- bis 79-Jährigen gut 35 Prozent, jener der über 80-Jährigen 49 Prozent. Ganz anders präsentiert sich die Situation bei den jüngeren Altersklassen: 3,6 Prozent der Todesfälle entfallen auf die 50- bis 59-Jährigen, 0,9 Prozent auf die



Hohe Dunkelziffer von stillen Infektionen.

40- bis 50-Jährigen, 0,2 Prozent auf Personen zwischen 30 und 40 Jahren.

Über die Hälfte der Verstorbenen, bei denen dies mit den Krankenakten nachgeprüft werden konnte, litten unter drei oder mehr Vorerkrankungen, ein Viertel hatte zwei und ein Fünftel eine Vorerkrankung. Drei Viertel der Verstorbenen hatten hohen Blutdruck, ein Drittel war herzkrank oder hatte Diabetes. Die Medianzeit zwischen dem Auftreten von Krankheitssymptomen bis zum Tod betrug neun Tage: vier Tage bis zur Hospitalisation, fünf Tage Spitalpflege. Die vielen Schreckensmeldungen über Junge, die von der Seuche hinweggerafft würden, spiegeln sich in den Zahlen also nicht. Das heisst nicht, dass nicht auch jüngere Menschen im Spital behandelt werden müssen. Doch bei ihnen führt die Lungenkrankheit so gut wie nie zum Tod. Von den rund zwanzig Todesopfern in Italien, die weniger als vierzig Jahre alt waren, hatten laut ISS viele schwere Vorerkrankungen. Das ist ein Fakt, an den man sich halten kann.

Unklarheit herrscht dagegen über die Todeszahlen. Jeder Patient, bei dem man das Virus nachweist, gilt heute generell als Covid-19-Fall. Das unabhängig davon, ob andere Leiden vorgelegen haben (was, wie erwähnt,



laut den italienischen Daten grossmehrheitlich der Fall ist) und ob das Virus oder die Vorerkrankungen die eigentliche Todesursache waren. Die Covid-19-Todeszahlen, so vermuten Skeptiker, dürften demnach deutlich zu hoch angesetzt sein. Das Bundesamt für Gesundheit (BAG) liefert bisher keine Informationen zu den Vorerkrankungen der Verstorbenen. Anders beispielsweise der Kanton Basel-Stadt. Bei den bisher sechzehn Corona-Todesfällen, die in Basel bis Ende März verzeichnet wurden, handelt es sich ausnahmslos um ältere Personen mit vorbestehenden Leiden wie Krebs oder Hypertonie. Laut Auskunft des baselstädtischen Gesundheitsdepartements gilt jeder Verstorbene, der bereits krank war und positiv auf Corona getestet wurde, offiziell als Covid-19-Todesfall. Auch wenn man nicht weiss, welchen Anteil die Lungenerkrankung am Tod tatsächlich hatte und ob sich das Virus vielleicht nur zufällig zum Todeszeitpunkt im Patienten befand.

Nicht nur die Zahl der Menschen, die effektiv durch das Coronavirus sterben, ist mit Fragezeichen behaftet. Auch wie viele Personen sich bisher infiziert haben, liegt im Dunkeln. Die Zahl der positiv Getesteten sagt wenig darüber aus, wie viele Menschen tat-

sächlich schon in Kontakt mit dem Virus gekommen sind. Laut dem Infektiologen Pietro Vernazza, Chefarzt am Kantonsspital St. Gallen, ist denkbar, dass fast 90 Prozent der Corona-Infektionen unbemerkt bleiben. Vernazza stützt sich auf eine in der Fachzeitschrift *Science* publizierte Studie zur Ausbreitung von Covid-19 in China. Dies würde auch erklären, dass die Infektionszahlen in China nach einigen Wochen gegen null gesunken seien: «Denn mit einer Immunitätsrate von weniger als 1 Prozent der Bevölkerung kann man das nicht erklären.»

Tatsachen geschaffen

In Italien geht man ebenfalls von einer sehr hohen Dunkelziffer aus. So hält der oberste Corona-Krisenmanager Angelo Borrelli ein Verhältnis von eins zu zehn – ein getesteter auf zehn nicht getestete Infizierte – für glaubhaft. In eine ähnliche Richtung weisen die Ergebnisse aus der italienischen Ortschaft Vo' in der Provinz Padua, die zu einem der ersten Corona-Herde in Italien zählte und wo alle über 3000 Einwohner getestet wurden. Von jenen mit positivem Resultat wiesen 50 bis 75 Prozent keinerlei Symptome auf: Sie waren infiziert, aber nicht krank.

Die positiv auf das Virus Getesteten dürften also nur einen kleineren Teil aller Infizierten ausmachen, während der grössere Rest in den Zahlen nicht aufscheint. Das relativiert natürlich auch die Sterblichkeit. Kommt hinzu: Wenn nicht breit getestet wird, sondern nur Personen auf das Virus untersucht werden, die krank geworden sind, lässt dies die Sterblichkeit nochmals deutlich höher aussehen. Wie es um die Mortalität bei der Virusansteckung steht, weiss man also nicht. Während die einen Experten von rund einem Prozent ausgehen, setzen die anderen den Wert zehnmal tiefer an: Demnach würde ein Infizierter von tausend sterben, wie bei einer saisonalen Grippe.

Das europäische Monitoring zur Übersterblichkeit (Euro-Momo) hilft in Sachen Covid-19 noch nicht weiter, eine exzessive Mortalität in den einzelnen Ländern lässt sich den Zahlen bisher nicht entnehmen. In Italien allerdings stelle man einen Anstieg der Übersterblichkeit fest, heisst es im letzten Euro-Momo-Bulletin. In der Schweiz beobachtet das Bundesamt für Statistik seit ein paar Tagen ebenfalls einen Anstieg der Todesfälle; «die zunehmende Tendenz steht mit grosser Wahrscheinlichkeit im direkten Zusammenhang mit der gegenwärtigen Coronavirus-Pandemie», schreibt das Bundesamt. Die Schätzungen seien aber «noch sehr unsicher».

Die hohe Dunkelziffer von stillen Infektionen, von der man ausgehen muss, lässt Zweifel aufkommen, dass man die Ausbreitung des Coronavirus in der Bevölkerung überhaupt noch verhindern kann. Während Ökonomen und Virologen darüber streiten, ob man weiterhin gezielt auf Eindämmung setzen muss oder ob die gezielte Durchseuchung der Bevölkerung eine akzeptable Lösung wäre, hat der Erreger möglicherweise schon unumkehrbare Tatsachen geschaffen. Man weiss es einfach nicht.

Doch etwas weiss man heute: Ältere Menschen mit Vorerkrankungen sind speziell gefährdet, der Rest der Bevölkerung – Kinder, Jugendliche, Erwachsene im Arbeitsalter – ist es nicht. Vor diesem Hintergrund lässt es sich schlicht nicht rechtfertigen, alle Menschen wie die Risikogruppe zu behandeln und wochenlang hinter Schutzmauern zu sperren. Und ohne den Ernst der Viruserkrankung herunterspielen zu wollen, sollte man die Relationen nicht vollständig aus den Augen verlieren. Bis Ende März verzeichnete das BAG gut 370 Todesfälle im Zusammenhang mit Covid-19 schweizweit, rund 90 Prozent der Verstorbenen waren älter als 70 Jahre. Zum Vergleich: Jedes Jahr sterben in der Schweiz rund 67 000 Menschen, mehr als 58 000 davon sind älter als 65 Jahre. Im Januar 2020, als Corona die Schweiz noch nicht beschäftigte und die Todesfallzahlen noch niemanden kümmerten, waren es landesweit 6012 Tote. ○

«Es ist ein Experiment»

Die Schweiz sei gut gerüstet für den Kampf gegen das neue Coronavirus, sagt der Basler Epidemiologe Marcel Tanner. Wer jetzt schon eine Lockerung fordere, handle trotzdem fahrlässig. *Von Erik Ebnetter*

Herr Tanner, wie verbreitet ist das neue Coronavirus in der Schweiz?

Wir haben rund 15 000 bestätigte Fälle. Das sind fast alle Personen mit Symptomen, weil wir eigentlich nur im Verdachtsfall testen. Aber wir schätzen, dass bis zu 80 Prozent der Infizierten keine oder noch keine Symptome zeigen. Tatsächlich dürften sich also schon 75 000 Menschen mit dem Virus angesteckt haben.

Dann ist das Virus gar nicht so gefährlich?

So würde ich es nicht sagen. Wir haben 300 Todesfälle, die darauf zurückzuführen sind. Wenn wir von 75 000 Fällen ausgehen, liegt die Sterblichkeit bei 0,4 Prozent. Das ist mehr als bei der Grippe, wo dieser Wert nur 0,1 Prozent beträgt. Richtig ist aber auch: Sars und Mers, die beide ebenfalls durch Coronaviren ausgelöst werden, bewirken eine weit höhere Sterblichkeit als Covid-19.

Lässt sich schon abschätzen, ob 2020 mehr Menschen sterben werden als im langjährigen Schnitt?

Dafür ist es zu früh. Stand heute, wird es vielleicht bei der älteren Bevölkerung eine Übersterblichkeit geben.

Kann man daraus folgern, dass das neue Coronavirus fast nur für Ältere und Vorerkrankte gefährlich sei? Oder ist das eine Verharmlosung?

Nein, das ist keine Verharmlosung. Je älter man wird, desto schlechter ist das Immunsystem. Das ist eine biologische Tatsache. Was die Vorerkrankungen angeht, muss man unterscheiden: Ein Hautausschlag ist zum Beispiel kein Problem. Gefährdet sind vor allem Personen mit Bluthochdruck, Diabetes, Herz-Kreislauf-Problemen oder einer geschwächten Lunge.

Sind Personen, die sich von der Erkrankung erholt haben, immun?

Ja, das sind sie. Das ist im Pandemiefall aus zwei Gründen wichtig: Ein Immuner kann zurück ins Arbeitsleben, und er hat Antikörper, die man ihm entnehmen kann, um damit Kranke zu behandeln.

Also hat man schon bald einen Impfstoff?

Das ist leider komplizierter. Ich schätze, es dauert mindestens ein Jahr, bis ein erster Impfstoff vorliegt.

Dann ist es wichtig, zu wissen, ob man das Virus hat und ansteckend ist. Wie lange wird es dauern, bis ein guter Schnelltest zur Verfügung steht?



«Es braucht Geduld»: Forscher Tanner.

Es gibt solche Tests. Aus Kapazitätsgründen werden zurzeit aber vor allem Personen mit Symptomen berücksichtigt.

Was muss nun aus epidemiologischer Sicht passieren? Ein Vorschlag lautet, eine repräsentative Gruppe zu testen, um ein genaueres Bild der Durchseuchung zu erhalten.

Das wird schon gemacht. Als dies vor ein paar Wochen erstmals gefordert wurde, hatte eine solche Untersuchung einfach noch keine Priorität. Man musste damals alle Kräfte dafür einsetzen, das Gesundheitssystem auf die Epidemie vorzubereiten.

Ist das gelungen?

Ich bin zuversichtlich, dass wir mit den jetzigen Massnahmen gut vorbereitet sind. Unser System sollte nicht an den Anschlag kommen. Dass wir Zustände wie in Italien erleben werden, ist unwahrscheinlich.

Warum ist es dort so schlimm?

Das hat verschiedene Gründe. Italien hat eine relativ alte Bevölkerung, der Kontakt zwischen den Generationen ist enger, die Luftverschmutzung im besonders betroffenen Norden ist hoch, und das Gesundheitssystem ist relativ schwach ausgebildet.

Es heisst, Italien weise auch deshalb eine hohe Sterblichkeit aus, weil jeder Tote, der das Virus hat, als Corona-Opfer gilt, auch wenn die Todesursache eine andere war.

Solche Fehler passieren sicher, auch in der Schweiz. Aber das ändert nichts daran, dass in Norditalien die Spitäler überlastet sind. Das ist das eigentliche Problem.

Die europäischen Regierungen handelten vor allem unter dem Eindruck dieser Bilder aus Italien. War das übertrieben? Sie sagen

ja, es gebe spezifische Gründe, weshalb Italien so hart getroffen wurde.

Ich glaube, wir werden nach der Krise zum Schluss kommen, dass die Schweiz relativ gut reagiert hat. Natürlich macht man hin und wieder einen Fehler, wenn man so viele schwierige Entscheidungen in kurzer Zeit treffen muss. Dass man Reisen von und nach China nicht früher beschränkte, war zum Beispiel nicht gut.

Es gibt Mediziner, die sich für eine Lockerung der Massnahmen einsetzen. Was sagen Sie dazu?

Das kann man frühestens in einer Woche diskutieren. Jetzt hat es keinen Sinn. Wir leben nun seit zweieinhalb Wochen mit dem neuen Regime. Das entspricht der Inkubationszeit des Virus. Die meisten Infizierten dürften keine Symptome zeigen und das Virus trotz Abstandsregeln weitergeben. Es fehlt die wissenschaftliche Grundlage, um jetzt eine Lockerung zu fordern. Wer es trotzdem tut, handelt fahrlässig.

Die Schweden schränken das öffentliche Leben weniger stark ein. Die Läden sind geöffnet. Wie beurteilen Sie diese Politik?

Die schwedische Regierung hofft, dass die Bevölkerung die Abstands- und die Hygieneempfehlungen beachtet. Das kann funktionieren. Es ist aber ein Experiment.

Setzt Schweden damit auf die baldige Herdenimmunität, wie dies der britische Premier Boris Johnson anfangs versuchte?

Nein, es gibt einen wichtigen Unterschied: In Schweden sagt niemand, man lasse jetzt durchseuchen, wie Johnson dies tat. Er musste ja davon abrücken, weil sich diese Politik nicht verantworten lässt. Sie würde vermutlich zu sehr vielen Toten führen, nicht nur durch das Virus, auch durch die Überlastung des Gesundheitssystems.

Wie lange wird es dauern, bis wir wieder in die Normalität zurückkehren können?

Jetzt müssen wir erst einmal diese Woche abwarten. Auf jeden Fall sollten die Restriktionen vorerst in Kraft bleiben. Wir müssen die Welle überwinden, ohne gleich die nächste aufzubauen. Das ist auch wirtschaftlich sinnvoll. Wenn nach einer Welle sofort eine zweite kommt, ist der Schaden viel grösser. Es braucht Geduld. Das muss man den Leuten immer wieder sagen.

Marcel Tanner, 67, ist emeritierter Professor für Epidemiologie an der Universität Basel und führte von 1997 bis 2015 das Schweizerische Tropeninstitut (heute Swiss TPH).

Kaltenbachers Lockdown

Der legendäre Lausanner Beizer Bruno Kaltenbacher rechnete mit einem «genialen Jahr». Dann erkrankte er schwer an Covid-19. Der Vater von Bastian Baker hätte um ein Haar ins Spital eingeliefert werden müssen. Jetzt geht es ihm wieder gut. *Von Thomas Renggli*

Bruno Kaltenbacher, 58, ist ein Mann mit Durchsetzungsvermögen. Der gebürtige Klo- tener mit damaliger Wohnadresse Spechtweg 5, wo auch der amtierende Winterthurer Stad- präsident Mike Künzle und der brillante Pianist Greg Galli (Ex-Mann von Chansonnière Vera Kaa) aufwuchsen, konnte sein Hobby zum Ber- uuf machen. Zwischen 1979 und 1991 spielte er als schussgewaltiger Eishockeystürmer unter anderem für Fribourg-Gottéron, Ambri-Piotta, Biel und Lausanne. «Ich habe gerne Spass», sagt er und beschreibt sich als Bonvivant. Diese Ei- genschaft half ihm auch in seiner zweiten Kar- riere. Seit 1994 führt er in Lausanne das populä- re Sportcafé «Le Zodiac»: «Hier sprechen alle die gleiche Sprache – egal, ob die Gäste Anwälte, Ärzte oder Bauarbeiter sind.»

Kaltenbacher hat Talent und Lebensfreude an seine Kinder vererbt. Sein Sohn Bastien, 28, früher ebenfalls ein begnadeter Eishockey- spieler mit der Aussicht auf eine Profikarriere, stürmt als «Bastian Baker» die Schweizer Charts. Tochter Margaux, 26, war eine ambitio- nierte Tennisspielerin, die Jüngste, Marine, 23, hat unter dem Künstlernamen «Maryne» eben- falls schon Spuren in der Musikszene hinterlas- sen. Mit ihrem aktuellen Hit «Overdose» ist sie derzeit auf allen Kanälen präsent. Noch vor kurzem war Bruno an einem ihrer Konzerte: «Sie macht das wirklich sehr gut.»

Plötzlich Schüttelfröste

Doch vor drei Wochen schlich sich das Corona- virus in die Familie ein – bei Tochter Margaux und beim Vater. Bruno Kaltenbacher denkt, dass er sich bei Gästen im eigenen Betrieb ange- steckt habe: «Damals gaben sich die meisten Menschen noch ganz selbstverständlich die Hand. Man umarmte und küsste sich, als sei nichts gewesen.» Der Gastgeber war sich der Gefahrenlage durchaus bewusst – stiess damit aber auf kein grosses Verständnis: «Als ich Be- suchern im Restaurant den Ellbogen zum Gruss hinstreckte, wurde ich ausgelacht.» Überhaupt sei alles noch ganz normal gewesen: «Am Fernsehen lief die Champions League, die Gäste tranken Bier und jubelten zusammen. Von Social Distancing sprach niemand.»

Doch Kaltenbacher war bald nicht mehr nach Lachen zumute. Während Tochter Margaux nur einen leichten Husten zu beklagen hatte und sonst kaum Symptome zeigte, wurde er von plötzlichen Schüttelfrösten geplagt: «Es war am Tag, bevor wir aufgrund der behördli- chen Weisungen das Café schliessen mussten –



Weinkenner: Unternehmer Kaltenbacher (l.) mit Filmstar Pierre «Der lange Blonde» Richard.

und für mich ein eindeutiges Signal. Ich zog mich mit meiner Frau in die Quarantäne zu- rück.» Er habe sonst nie Fieber, doch diesmal stieg die Temperatur merklich an: «Ich wurde immer schwächer, bekundete zusehends Mühe mit dem Atmen.»

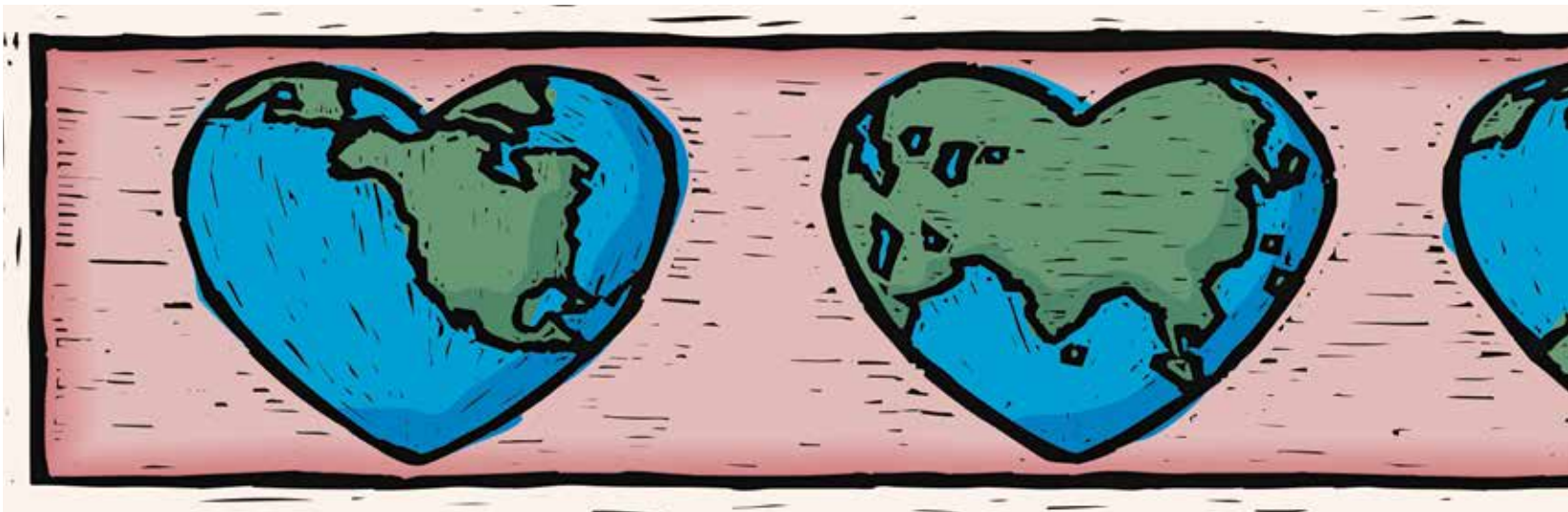
Er konsultierte seinen Hausarzt. Die Situa- tion sei fast ein wenig surreal gewesen, erinnert sich Kaltenbacher: «Der Arzt erschien mit Maske, Schutzanzug und Handschuhen.» Beim Röntgen wurde eine Entzündung der Lungen diagnostiziert. Er habe bereits damit gerechnet, in Spitalpflege übergeführt zu wer- den. Doch die ärztlich verschriebenen Anti- biotika verbesserten die Lage innerhalb von zwei Tagen deutlich. Durch die Einnahme von COC-Tropfen sowie Vitaminen habe sich sein



Song zur Eishockey-WM: Sohn Bastian Baker.

Zustand nach vier bis fünf Tagen schon fast wie- der normalisiert. Und mittlerweile ist er ganz genesen: «Seit etwa sieben Tagen bin ich wieder im Vollbesitz meiner Kräfte und gehe jeden Tag zirka acht Kilometer laufen.» Knapp ist der Sauerstoff in seinem Restaurationsbetrieb. Auf- grund des Lockdowns bleibt das «Zodiac» bis 30. April geschlossen. Kaltenbacher geht davon aus, dass die Frist verlängert wird. Und die Ab- sagen der diversen Sportgrosveranstaltungen entgeht schmerzen: «Wir rechneten dank der Eishockey- WM, der Fussball-Euro und den Olympischen Spielen mit einem genialen Jahr – nun sieht es düster aus.» Betroffen vom Lockdown sind auch seine Kinder. Bastian Baker komponierte und sang den offiziellen Song zur Eishockey- WM in Zürich und Lausanne, «Here We Go». Mit der Absage wurde das Lied des Hit-Potenzi- als beraubt. Und Maryne musste den geplanten Videodreh in Los Angeles absagen.

Das Coronavirus setzt der Familie Kaltenba- cher arg zu. Für Vater Bruno aber ist dies ein ver- schmerzbarer Verlust: «Es geht um unsere Gesundheit – und dafür müssen nun alle ihre persönlichen Interessen zurückstellen.» Die Massnahmen der Behörden erachtet er als an- gemessen. Und überhaupt könne man die gan- zen Sportfeste im nächsten Jahr nachholen. Oder wie Bastian Bakers WM-Song 2021 viel- leicht heisst: «Here We Go Again». ○



Lasten, die der Jugend neu aufgebürdet werden.

Ein Herz für die Globalisierung

Regierungen wollen im Kampf gegen Corona die Gesundheit schützen und lähmen die Wirtschaft. Das ist zerstörerisch. Man müsste nur den Personenverkehr kontrollieren.

Von Beat Gygi

Sagte ein Höhlenbewohner zum andern: «Ich versteh's nicht: Wir bewegen uns den ganzen Tag, sind draussen, haben saubere Luft, essen nur natürlich, brauchen kein Plastik und kein Erdöl, und doch werden wir nicht mal dreissigjährig.» Den beiden kann geholfen werden, ihnen fehlt die Wirtschaft: das System, das mit seinen milliardenfachen zwischenmenschlichen Verbindungen die Leute zum Denken, Suchen und Arbeiten anspornt und das heute in der Corona-Krise gerade in akuter Gefahr ist. Die Massnahmen vieler Regierungen gegen die Pandemie haben die Weltwirtschaft zum Teil gelähmt, zum Teil blockiert. In der Schweiz wurden Firmen in Gastronomie, Tourismus, Mobilität, Handel oder Kultur per Dekret stillgelegt, anderen sind die Geschäftspartner weggefallen. Autozulieferern fehlt der Abnehmer, Zahntechniker dürften arbeiten, aber ihre Kunden, die Zahnärzte, nicht. Bauern möchten säen, aber der Laden darf kein Saatgut verkaufen.

Bremsmanöver der Wirtschaft

Es ist enorm, wie viele Leute jetzt in der Schweiz nicht arbeiten können, da ist der Einbruch des Bruttoinlandsprodukts um einige Prozent fast ein Nebenthema. Bis am Montag hatten laut Angaben des Staatssekretariats für Wirtschaft 75 000 Firmen Anträge auf Kurzarbeit für 910 000 Personen eingereicht, das entspricht 17,6 Prozent der Beschäftigten im Land. Parallel dazu ist die Arbeitslosenquote laut ersten Anzeichen deutlich am Steigen. Auch bei den Überbrückungskrediten ist ein Rennen losgegangen. Zu Wochenbeginn wa-

ren 43 500 Kreditverträge abgeschlossen, die im Durchschnitt einem Darlehen von 202 000 Franken entsprechen und sich auf 8,8 Milliarden Franken summieren. Fast die Hälfte der Mittel, die der Bund zur Überbrückung in Aussicht gestellt hatte, sind damit schon weg.

Der Begriff «weg» darf natürlich nicht zum Nennwert genommen werden, denn die Kredite sollten irgendwann zurückbezahlt werden. Genau dies deutet auf eine weitere Belastung hin, die das Bremsmanöver der Wirtschaft auferlegt: Die Verschuldung steigt praktisch überall, in den Unternehmen, beim Staat, in Privathaushalten. Wenn der Bundesrat Hilfen in der Höhe von über 40 Milliarden Franken und wahrscheinliche spätere Aufstockungen in Aussicht stellt, ist das nicht Geld, das einfach daliegt. Es gilt die alte Gesetzmässigkeit, dass Verschuldungen von heute Steuern von morgen sind. Das bedeutet, dass die junge Generation die heutige Krise irgendwann geldmässig zu spüren bekommen wird.

Das ist nicht die einzige Last, die der Jugend neu aufgebürdet wird. Sollte es so weit kommen, dass wegen eines hinausgezogenen Lockdown die Lehrabschluss- und Maturaprüfungen im Mai und Juni nicht stattfinden können, verlören die Jungen wahrscheinlich ein Jahr, was vor allem für den Berufseinstieg fatal wäre. Christoph Schaltegger, Ökonomieprofessor der Universität Luzern, weist darauf hin, dass auch bei der Krisenbewältigung selber eine Lastenverschiebung von Alt zu Jung erfolgt: Gefährdet sind primär die älteren Gruppen, bisher werden aber alle Altersklassen gleichermassen blockiert. Eigentlich müssten die Jungen aus

ihrer Sicht nun den Deal verlangen: Wir machen die Massnahmen mit, dafür wird das Rentenalter auf siebzig verschoben, denn wir brauchen bald alle Hände, um den Rückstand aufzuarbeiten.

Wenn jetzt die Wirtschaft ausgeschaltet wird, um die Gesundheit zu schützen, blenden die Behörden aus, dass gerade diese beiden Dinge zusammengehören. Die Globalisierung der Wirtschaft hat dazu geführt, dass die Menschen länger leben, länger gesund sind und auch sonst in fast jeder Hinsicht besser fahren als frühere Generationen. «Uns ist es noch nie so gut gegangen», sagte Bill Gates in einem Interview mit der *Weltwoche* 2018, das werde aber oft verkannt, da Katastrophenmeldungen in der Öffentlichkeit viel begieriger aufgenommen würden. Gates verwies auf das Buch «Factfulness» von Hans Rosling, der darin dargelegt hatte, wie die Welt immer besser wird mit Blick auf Lebenserwartung, Gesundheit, Wohlstand, Freiheit oder Frieden.

Nun stellt sich plötzlich die Frage, wieweit eine globalisierte Arbeitsteilung über die ganze Welt noch möglich sein wird. Vorläufig läuft noch einiges. Der börsenkotierte Industriekonzern ABB hat soeben gemeldet, dass in China die Produktion wieder hochgefahren wurde und die Nachfrage eine Erholung zeige. Konzernweit laufe die Mehrzahl der Produktionsanlagen noch vollumfänglich oder teilweise, auch die Auswirkungen auf die Lieferkette seien bisher minimal. Bei der Nachfrage rechnet man nach den Worten des neuen Konzernchefs Björn Rosengren insgesamt mit einer Abschwächung, man sei aber robust aufgestellt.



me Vorteile gebracht, Hunderte Millionen Menschen wurden aus bitterer Armut geholt, vor allem auch in China», meint Voth. Es wäre seiner Ansicht nach extrem schädlich für die Weltwirtschaft, nun die Globalisierung zurückzudrehen und die Strukturen zu zerstören, «aber», so Voth, «darum geht es auch nicht. Man muss klar sehen, dass der grösste Vorteil der Globalisierung aus dem freien Warenaustausch stammt, und die Infektionen kommen ja nicht von da her.» Dass man alle Waren überall verkaufen könne, sei im Zusammenhang mit übertragbaren Krankheiten wenig problematisch. Auch beim Kapitalaustausch gebe es keinen Grund für gesundheitliche Bedenken. Das Problem sei allein der Personenverkehr. Die Infektionen hingen ja damit zusammen, dass die Leute sehr mobil seien und in zahllosen Kontakten zusammenkämen.

Flughäfen und Grenzübergänge

Ein Teil der Reiserei sei wirtschaftlich motiviert, aber daneben spielten Spass und Freizeit eine grosse Rolle. Mit Blick auf künftige Pandemierisiken stelle sich nun schon die Frage, wieweit man es sich noch leisten könne, rasch zum Einkaufen nach London zu fliegen oder kurz zur Broadway-Show in New York zu eilen. Ob im normalen Alltag wirklich Hunderte von Millionen Leuten dauernd in der Welt umherfliegen sollten, ist seiner Ansicht nach eine Frage, die man sich durchaus stellen sollte. Jedenfalls deuteten die Erfahrungen mit der Corona-Bekämpfung in Taiwan, Singapur und Südkorea, wo man Infizierte schnell isolieren konnte, darauf hin, dass es sich lohne, über intelligente Strategien nachzudenken.

«Damit geht sicher ein Stück der Globalisierungsgewinne verloren», meint Voth, «aber wir müssen bedenken, wie gering unser Schutz vor Viren ist, und nach Sars, Mers, Vogelgrippe oder Corona sind weitere Varianten vorstellbar. Alle fünf Jahre eine Corona-Krise geht nicht. Und es gibt keine Garantie dafür, dass das nächste Virus nicht so tödlich wie Ebola und so ansteckend wie Corona ist.» Solange es keine besseren Abwehrmöglichkeiten als Quarantänen und Testeinrichtungen gegenüber risikoreichen Herkunftsregionen gebe, seien Flughäfen und Grenzübergänge heikle Punkte. Heisst das also: den Warenaustausch freilaufen lassen, aber den Reiseverkehr kontrollieren und allenfalls drosseln? Wie stark würde das die Globalisierungsvorteile verringern?

«Wenn wir die Testeinrichtungen und Reisebeschränkungen geschickt einrichten, können wir 95 bis 99 Prozent der Globalisierungsvorteile bewahren», sagt Voth. Gewiss, oft sei man in Geschäftsbeziehungen auf persönliche Kontakte angewiesen und das könne etwas aufwendiger werden, aber das sei in Relation zu setzen zu den Kosten aus einer Entwicklung, wie man sie gegenwärtig mit Corona erfahre. ○

Schweiz

Ad absurdum

Gesetze gelten neuerdings auch für Asylsuchende. Zumindest provisorisch.

Es war das übliche Ritual. Als Justizministerin Karin Keller-Sutter letzte Woche verkündete, die Einreisebeschränkungen würden auch für Asylsuchende gelten, protestierte die Flüchtlingshilfe umgehend: «Asylsuchende an der Grenze abzuweisen, ohne ihnen Zugang zu einem Asylverfahren zu gewähren, verstösst gegen zwingendes Völkerrecht.» Das Staatssekretariat für Migration winkte ab. Da die Schweiz von sicheren Nachbarn umgeben sei, könnten die Migranten ihr Asylgesuch auch in den betreffenden Ländern stellen.

Rückschaffung war legal

Was gilt nun? Nicht einmal die Richter von Strassburg wissen es. Am 3. Oktober 2017 fällte der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) im «Melilla-Fall» einen Grundsatzentscheid, und zwar einstimmig, wie betont wurde: An der Grenze gestellte Asylgesuche müssen behandelt werden. Konkret ging es um zwei afrikanische Migranten (Mali, Côte d'Ivoire), die in einer Gruppe von sieben Personen 2014 den Grenzzaun in der spanischen Enklave Melilla gestürmt hatten, von der Guardia civil abgefangen und sofort nach Marokko zurückgeschickt wurden. Spanien focht die Verurteilung an, mit Erfolg. Am 20. Februar 2020 hat die grosse Kammer des EGMR in demselben «Melilla-Fall» entschieden, und zwar einstimmig, wie betont wird: Die schnelle und formlose Rückschaffung nach Marokko war legal.

Hat sich in den letzten drei Jahren irgendetwas an den Menschenrechten geändert? Natürlich nicht. Der Entscheid des EGMR hat mit Juristerei rein gar nichts zu tun, er ist, wie die meisten Urteile aus Strassburg, politischer Natur. Es wäre schwierig gewesen, dem gemeinen Volk in Zeiten von Corona zu erklären, dass Reisebeschränkungen nur für legale Grenzgänger gelten. Also änderte man die hehren Prinzipien. Bis auf weiteres.

Wir sollten uns endlich von der Fiktion verabschieden, dass sich das Phänomen der illegalen Migration auf der juristischen Ebene bewältigen lässt. Kaum jemand stellt den Schutz von Verfolgten in Frage. Die Erfahrung lehrt uns aber, dass diese unbestrittenen Menschenrechte systematisch ad absurdum geführt werden, um das geltende Recht auszuhebeln. Es bleibt zu hoffen, dass die Corona-Krise auch die Juristen wieder auf den Boden der Realität zurückbringt.

Alex Baur

Wie sieht es in Transportnetzen aus? Hans-Jörg Bertschi, Verwaltungsratspräsident der Logistik-Gruppe Bertschi in Dürrenäsch, sieht vor allem zwei Störungen: erstens, dass die ganze europäische Automobilindustrie zum Stillstand gebracht wurde, und, zweitens, dass Italien praktisch die ganze Industrie abgestellt hat und Spanien und Russland nun ähnlich vorgehen. In China dagegen zeige sich eine Belebung. «Bei den Volumen sind wir wieder auf Vorkrisenniveau, und die Exporte aus China sind erfreulich. Die übrigen internationalen Verkehrsflüsse sind stabil», ergänzt er, auch jene in Verbindung mit den USA, und der Verkehr Europa-Asien habe sich in beiden Richtungen erholt. Europa selber trete jetzt halt in eine Schrumpfungphase ein. Die Bertschi-Gruppe zählt zu den weltgrössten Logistikern für Chemikalientransporte für Kunden aus praktisch allen Branchen und ist damit eine Art Temperaturmesser für die ganze Industrie. Nach Bertschis Worten hat das Unternehmen seit Ausbruch der Krise rund 20 Prozent an Transportvolumen eingebüsst, und er fügt an: «Es wäre schlecht für die Schweizer Industrie, wenn der Shutdown in Italien und Spanien Schule machen würde.»

Demontage der Produktionsstrukturen?

Die international vernetzte Wirtschaft gilt jetzt als besondere Bedrohung der Gesundheit, weil sich das Virus mit den kommerziellen Strömen über die Welt ausgebreitet habe. Aber stimmt das? Müssen wir uns tatsächlich verabschieden von der Erwartung, dass der weltweite Gedanken- und Warenaustausch immer Neues hervorbringt und den Wohlstand erhöht? Zwingt der Kampf gegen Viren die Wirtschaft zu einer Demontage der hoch-effizienten globalen Produktionsstrukturen?

Die Antwort von Hans-Joachim Voth, Ökonomieprofessor am UBS Center for Economics in Society der Universität Zürich, ist wie ein Donnerschlag: «Die globale Verflechtung und die internationale Arbeitsteilung haben enor-

«Bei uns ist Weiblichkeit Trumpf»

Am 1. Mai wird Patricia Danzi Chefin der Entwicklungshilfe beim Bund. Die studierte Agronomin und Mutter von zwei Söhnen nahm für die Schweiz an Olympischen Spielen teil und leitet das IKRK in Afrika. Die faszinierende Frau überrascht mit unverkrampften Meinungen. *Von Roger Köppel und Roman Zeller*

Frau Danzi, Ihr Vater ist Nigerianer, Ihre Mutter Schweizerin. Sie sind Bürgerin von Kerns OW, aufgewachsen im Kanton Zug. Was muss man wissen, um zu verstehen, wer Sie sind?

Meine Eltern haben mich sicher geprägt: Mein Vater doktorierte in Jus an der Uni Freiburg. Dort lernte er meine Mutter kennen, sie studierte Französisch und Deutsch. Ihn trieb es in die Diplomatie, er wurde Botschafter. Er ist fast schon ein Patriot, hatte viele Ideen, Afrika zu entwickeln, sehr engagiert und idealistisch. Er musste sich dann aber den politischen Realitäten stellen.

Ihre Mutter?

Meine Mutter war schon immer sehr engagiert, sei es in der Schweizer Flüchtlingshilfe oder in der Nachbarschaft. Diese Feldarbeit bei den Leuten, Hilfe leisten, habe ich von meiner Mutter; der diplomatische Teil, auf Leute Einfluss nehmen, vom Vater.

Das diplomatische Geschick wurde Ihnen gleichsam in die Wiege gelegt.

Nicht gerade in die Wiege. Mein Vater stammt aus Biafra, einst Kriegsgebiet, eine Art Verliererstaat im damaligen Nigeria. Mein Grossvater kam in diesem Krieg um.

Was haben Sie von Ihrer nigerianischen Familie auf den Weg bekommen?

Die Biafra-Geschichte hat die Familie geprägt, weil mein Grossvater ermordet wurde. Meine Tante war entsetzt, als ich zum Internationalen Komitee vom Roten Kreuz wollte: «Bist du verrückt?», hiess es. «Weisst du überhaupt, was Krieg bedeutet? Weisst du eigentlich, was eine Hungersnot und sexuelle Gewalt sind?» Sie konnte das nicht verstehen.

Als Sie sich erstmals fürs Rote Kreuz bewarben, waren Sie fünfzehn Jahre alt.

Ich sah eine Fernsehsendung und merkte: Die Kombination von Einfluss nehmen, die Mächtigen dieser Welt beeinflussen, etwas machen, das ist genau das, was ich am Besten kann.

Das ist ungewöhnlich früh.

Vielleicht zu früh. (*Lacht*) Das IKRK hat mir freundlich zurückgeschrieben: «Chère Patricia, bitte erst studieren.» Das habe ich dann auch gemacht.

Kennen Sie das Gefühl kultureller Zerrissenheit: heimatlos sein, weil Sie eine andere Hautfarbe haben? Man schwebt zwischen den Welten, als Schweizerin mit dunkler Hautfarbe.

Eigentlich nicht. An meinen ersten Tag im Kindergarten erinnere ich mich noch genau. Die Kindergartenlehrerin sagte, zwei Kinder in dieser Klasse seien anders. Ich schaute mich um und fragte mich, wer das denn sei. Wer sind bloss diese anderen?

Sie wussten gar nicht, wer gemeint ist?

Doch. Ein Bueb hatte eine Behinderung. Alle anderen schauten auf mich. Das war das erste Mal, dass mich die Leute anders ansahen.

Waren Sie erschüttert?

Nein, ich war erstaunt. Ich hatte das bis dahin nicht wahrgenommen. Die ersten drei Schuljahre waren ein *fight*. Kinder können *tough* sein. Mein Vorteil: Ich war grösser, schneller, stärker. Und schulisch hatte ich nie Probleme. So habe ich mir Respekt verschafft. Später sah ich es eher als Vorteil, so zu sein, wie ich bin. Auch in der Studien-, Berufs- und Sportwahl. Es war kein Nachteil. In der heutigen Zeit, da alle nach Diversität rufen, ist mein Hintergrund doch eine Superkombination. (*Lacht*)

Sie studierten Agrar- und Umweltwissenschaften, Geografie. Warum diese Fächer?

Mit dem Umweltthema war es wie heute. Die jungen Leute, die streiken, das ist wie *Copy-and-paste* mit meiner Gymzeit. Mich interes-

«Heute, da alle nach Diversität rufen, ist mein Hintergrund doch eine Superkombination.»

sierten chemische Reaktionen in der Umwelt. Das wollte ich verstehen, um vielleicht etwas umkehren zu können. Ich bin ja in einer Zeit aufgewachsen, da waren die Seen überdüngt. Man konnte gar nicht baden.

Ihr Engagement für die Umwelt bewog Sie zur Studienwahl?

Ich dachte, etwas machen zu müssen. Dann habe ich ein Sportstipendium in Nebraska erhalten und mit Agronomie angefangen. Im grossen Nebenfach studierte ich Agrarwirtschaft an der ETH.

Sie waren an den Olympischen Sommerspielen 1996 in Atlanta. Disziplin: Siebenkampf. Diese Sportart ist speziell, sehr anspruchsvoll. Was lernten Sie daraus fürs Leben?

Man war weniger im Spotlight, keine Show, anders als bei den Sprintern. Man muss es gerne machen. Mir gefiel das Familiäre darum herum, es ist weniger Konkurrenzdenken.

Mehrkämpfer sind die stillen Könige der Leichtathletik.

Ja, das sagt man. Aber ich war kein Jahrhunderttalent, überall ein bisschen gut. Meine Stärke war die mentale Kapazität. Auch heute noch. Ich kann mich konzentrieren, fokussieren und mich für den Wettkampf pushen.

Zehn Jahre nach Ihrem ersten Versuch haben Sie sich nochmals beim Roten Kreuz beworben. Erfolgreich. Erst waren Sie in Bosnien, dann in Lateinamerika, später in Afrika. Riesenerfahrungen. Was haben Sie von Ihren Stationen mitgenommen?

Bescheidenheit. Und: Bewunderung für die sehr interessanten Leute, die ich treffen durfte. Man sieht die beste und schlechteste Seite der Menschen. Vom Gefängnisinsassen bis zu Staatschefs. Ich habe viel über Politik gelernt: wie man Machtverhältnisse beeinflussen kann, wie sich das auf die Bevölkerung auswirkt. Es gab Situationen, die waren prägend, meine erste Mission extrem sogar, in Gorazde, einer bosnischen Enklave, gleich nach dem Balkankrieg. Ein kollektives Trauma – und trotzdem schimmerte immer wieder Hoffnung durch. Wir begleiteten Familien zu Ausgrabungen. Man ist unvorbereitet, wenn man vor einem Massengrab steht. Das prägt.

Wie geht man damit um, mit dem Bösen konfrontiert zu sein? Das IKRK verlangt strikte Neutralität, keine Position beziehen. Kann man dem Bösen gegenüber neutral sein?

Es ist eigentlich ganz einfach: *Take sides for the people*. Wenn man auf der Seite der Zivilbevölkerung ist, muss man diejenigen, die sie beeinflussen – ob gut, ob schlecht –, erreichen. Man muss der Anwalt der Leute sein, ihre Interessen vertreten, weil sie es nicht können.

Sind Sie gegenüber der Gattung Mensch skeptischer geworden?

Nicht skeptischer, realistischer. Viele Zonen sind grau. Es gibt nicht einfach schlecht und gut. Vielfach geht es nicht darum, wer recht hat oder wie es wirklich ist. Sondern darum, wie etwas aufgenommen wird. Viele Entscheidungen, die Menschen beeinflussen, sind Missverständnisse oder Fehleinschätzungen. **Gibt es das Böse? Oder ist es nur das überschüssige Gute? Niemand hält sich für böse.**

Das ist auch mein Gefühl, das Böse in seiner absoluten Rohform gibt es nicht. Leute, die Böses tun, haben oft das Gefühl oder reden es sich ein, sie machen es richtig, für eine übergeordnete Sache. Damit überspielen, unterdrücken sie ihre Intuitionen und Instinkte.

Der Mächtige redet sich ein, es sei notwendig, und schaut über die Gräuel hinweg.



«Ich fand es schwieriger, mit Frauen zu verhandeln als mit Männern»: künftige Deza-Chefin Danzi auf dem Dent d'Oche, 2017.

Vielleicht. Viele wissen aber instinktiv, dass es falsch ist, und unterdrücken das Gefühl. Wenn man mit demobilisierten Kindersoldaten spricht oder ehemalige Machthaber im Gefängnis besucht, kann es sein, dass ihre unterdrückten Instinkte wieder hochkommen. Das kann sehr emotional werden. Sie merken dann: «Oh mein Gott! Was habe ich gemacht?»

Nicht alle sind einsichtig, wenn sie mit Opfern reden und deren Horrorgeschichten hören. Im Kongo haben wir mal mit Soldaten über sexuelle Gewalt gesprochen, nur verbal hat das nichts gebracht. Wir haben dann mit Zeichnungen begonnen und malten Szenen: Ein Mann zieht eine Frau in den Busch und vergewaltigt sie. Ich fragte, was daran falsch sei. Die Soldaten: «Nichts.» Dann sagte ich: «Stellt euch vor, diese Frau ist eure Schwester», fragte wieder: «Was ist falsch?» Dann kam es. Es geht darum, die Leute zu sensibilisieren, damit sie ihre Untaten sehen. Es ist sehr schwer, zu sagen, wie

weit jeder von uns gehen würde in einer extremen Situation. Das frage ich mich oft.

In jedem Menschen steckt ein Killer?

Sagen wir es so: Wie weit würde ich gehen, um meine Familie und mich selber zu schützen? Darüber sollte man nachdenken, bevor man urteilt.

Momentan sind Sie Regionalleiterin Afrika beim Roten Kreuz. Sie führen siebentausend Mitarbeiter...

... 7700 sind es. Aber ich führe bei weitem nicht alle direkt.

Was ist Ihr wichtigstes Führungsprinzip?

Man muss die guten Leute rauspicken – wenn man, wie ich, viel auf Distanz führt. Die Delegationsleiter sind entscheidend. Es geht darum, in gute Leute zu investieren, die wiederum ihre Untergruppe gut organisieren sollen. Das ist es, glaube ich, was mir gelingt. Sie müssten aber mein Team fragen. (Lacht)

Was würde Ihr Team über Sie sagen?

«Sie gibt Spielraum.» Die Leute sollen ihre Ideen realisieren können, ihre Teams selber

im Griff haben, nicht unabhängig sein, aber doch Platz haben. Ich bin kein Mikromanager, absolut und gar nicht, ich werde auch ungern gemicromanaged. Ich bin fordernd und versuche das Beste aus meinen Leuten zu kitzeln.

Reden wir über Afrika, eine fremde Welt, Clanstrukturen, Männercliquen, Machogesellschaft ohne ein weibliches Staatsoberhaupt. Wie haben Sie sich da zurechtgefunden?

Die besten Frauen sind in der zweiten Linie, sehr viele sogar. Afrika ist frauendominiert.

Wie in der Schweiz: Hinter jedem angeblich starken Mann steht eine noch stärkere Frau.

In Afrika sind es die Frauen, die dominanter sind. Sie sorgen sich um die wichtigen Aspekte des Lebens: Ernährung auf den Feldern, Kindererziehung, Gesundheit, Ausbildung der Kinder, Markttätigkeiten. Vieles, was das Leben direkt beeinflusst, ist in Frauenhand. Die Männer sind sich dessen bewusst.

Empfinden es die Männer, die Alphamacker, nicht als Demütigung, wenn sie mit Ihnen, einer Frau, verhandeln müssen? >>>

Im Gegenteil – das kam extrem gut an. Es kommt aber auf die Attitüde an. Keine Lektionen erteilen. Die Frau muss es femininer, mit viel Fingerspitzengefühl machen.

Den Männern das Gefühl geben, sie seien in charge, obwohl sie es gar nicht sind?

Man muss dem Gegenüber das Gefühl geben, es sei seine Idee gewesen. Die Männer müssen dann sagen können: «Jawohl, wir machen es so.» Sie entscheiden lassen – und das gilt nicht bloss für Afrika.

Sie haben die afrikanischen Machthaber so geführt, dass diese es gar nicht gemerkt haben?

Sicher beeinflusst. Ich denke, das machen afrikanische Ministerinnen, Kabinettsleiterinnen, generell Frauen ähnlich.

Faszinierend. Haben Sie nie erlebt, dass einer auf Sie losging?

Nein, ich erlebte viel Respekt. Es wäre vielleicht anders gewesen, wenn ich die Chefin der Uno-Sicherheitstruppe gewesen wäre. Im militärischen Bereich könnte es konfrontativer zugehen, aber nicht im humanitären. Bei uns ist Weiblichkeit Trumpf.

Die Domäne der Frau: Wenn Männer eine Sauerei anrichten, sind es die Frauen, die klar Schiff machen.

Es heisst, es sind die Frauen, warmherzig und sensibel, die sich um Kranke, um Junge und um Benachteiligte kümmern. Als Frau habe ich in Afrika nie Probleme gehabt, im Gegenteil. Vor allem in Verhandlungen ist es nicht der harte Punkt, der sich durchsetzt. Für Männer kann es destabilisierend sein, mit Frauen zu verhandeln. Ich sehe darin Vorteile für uns Frauen.

Sie können gegenüber dem Diktator härter, ja frecher auftreten, während er eine gewisse Galanterie nicht fallenlassen darf.

Absolut. Der *soft approach* trägt Früchte. Weiche Töne, harte Argumente.

Wie bei Merkel und Putin. Sie kann sich Dinge rausnehmen, die sich ein Mann nie trauen würde.

Die Generäle fanden es mutig, weil sich eine Frau mitten ins Krisengebiet wagte. Sie hatten Respekt und waren oft überrascht. Sie erwarteten wenig von einer Zivilperson und oft noch weniger von einer Frau. Wenn man dann selbstbewusst antrabt, denken sie: «Wow!» Ich fand es schwieriger, mit Frauen zu verhandeln als mit Männern.

Die Afrika-Berichterstattung dominieren Negativschlagzeilen. Können Sie Gegensteuer geben?

Klar gibt es positive Geschichten, bitte sucht und bringt sie. Es gibt extrem viel Gutes über Afrika.

Was ist das Beste? Erzählen Sie uns die erfreulichste Nachricht über Afrika.

Die beste Nachricht ist die junge Generation, die keine Minderwertigkeitskomplexe mehr hat, vernetzt ist, mehr Rechtsstaatlichkeit fordert. Diese Smartphone-Genera-

tion ist das Potenzial Afrikas. Davon gibt es viele und immer mehr. Die Bevölkerungspyramide ist jung. Das Problem ist: Die, die nachrücken, haben keine Jobs. Wenn Investoren keinen Mut haben, in Afrika zu investieren, können die Leute nicht beschäftigt werden. Für die afrikanische Jugend ist das Zentrum der Welt nicht mehr Europa mit Frankreich und Grossbritannien. Die Menschen schauen nach Asien, der Arabischen Halbinsel.



«Mir gefiel das Familiäre»: Atlanta, 1996.

Kann, soll man aus Afrika überhaupt eine Leistungsgesellschaft nach westlichem Muster formen?

Afrika hat sich gewaltig entwickelt. Gewisse Schritte hat Afrika übersprungen: Es gab kaum ein funktionierendes Telefonnetz – es kam sofort das Mobiltelefonnetz. Das Afrika aus den achtziger Jahren ist mit dem heutigen nicht zu vergleichen. In Lagos herrschte *survival of the fittest* pur, heute ist es anders.

Kommen wir auf die Entwicklungshilfe. Mittlerweile sagen auch afrikanische Experten, sie schade. Müssen wir nicht endlich die Kraft haben, Afrika sich selber zu überlassen, damit die Afrikaner ihren Kontinent aus eigener Kraft hochstemmen?

Es gibt verschiedene Arten von Unterstützung. Unbestritten ist die Katastrophenhilfe vor Ort. Da höre ich keine Kritiker.

Richtig.

Aber dann gilt es, langfristig zu helfen. Damit

die Länder nach einer humanitären Katastrophe ihre Systeme in den Griff bekommen können. Ich glaube – es ist zwar nur ein Wortspiel –, Entwicklungshilfe ist nicht gleich Entwicklungszusammenarbeit. Zusammenarbeit heisst *partnership* – Geben und Nehmen. Diese Mentalität muss vorangetrieben werden; auf Resultate pochen, gemeinsam vorgehen. Die Entwicklungshilfe – das Gebenmüssen, weil ihr uns früher kolonialisiert hat – ist die falsche Einstellung.

Ist Entwicklungszusammenarbeit nicht eine wohlklingende Lebenslüge? Am Ende zahlt der Norden. Wer zahlt, befiehlt. Und züchtet eine Empfängermentalität heran.

Nein, ich glaube wirklich, es ist Zusammenarbeit. Es gibt gute Beispiele: Wir schlugen in Mali ein orthopädisches Zentrum vor. Das Land hat viele Behinderte. Da fragten wir, wo ein solches Zentrum Sinn machen würde, und fragten gleichzeitig, was Mali beitragen könne, was sie für Leute hätten, wie die Infrastruktur sei. Eine Diskussion entstand. Wenn das Zentrum, gebaut ist, müssen die nächsten Schritte bereits eingeleitet sein, sonst bleibt es einfach stehen und verlottert. Das funktioniert, wenn die Bevölkerung über das Projekt informiert wird und es wirklich will.

Sie sagen: Die Zusammenarbeit gibt es. Es ist einfach das alte Modell mit neuer PR.

Es ist das Modell des dritten Jahrtausends. Zusammenarbeit und Partnerschaft sind zentral, nur dann hat unsere Arbeit einen Einfluss.

Wie beurteilen Sie die Arbeit der Chinesen in Afrika?

Sie haben eine ganz andere Vorgehensweise.

Kolonialismus 4.0?

Nein, gar nicht. Die Chinesen sagen: «Wir arbeiten nur mit Staaten». Und sie bringen sehr viele Leute. Als ich in der Afrikanischen Union den chinesischen Botschafter traf, fragte er, wie viele Leute das IKRK in Afrika beschäftige. Ich sagte: «7700.» Dann lächelte er und meinte, sie seien eine Million. Ich: «Ja, ist gut.» (*Lacht*) China arbeitet häufig infrastrukturbezogen und mit Krediten.

Keine Geschenke.

Altruistisch sind auch sie nicht, China braucht Ressourcen. Infrastrukturprojekte entstehen extrem schnell, super schnell.

Was können wir Schweizer von den Chinesen lernen?

Mut zur Investition.

Sie gehen einfach rein.

Sie haben auch dazugelernt. Vor zehn Jahren mussten wir gekidnappte Chinesen aus dem Krisengebiet Sudan evakuieren. Die hatten wirklich Mut, derart vorzupreschen. Sie haben auch enorme Kapazitäten, können Unglaubliches schaffen. Die meisten Chinesen wohnen in Arbeiterquartieren statt in Botschaftsvierteln, schufteten sieben Tage, sechzehn Stunden täglich.

Machen es die Chinesen in Afrika besser als



«Ich habe die Limiten gesehen»: Libyen, 2018.

wir?

Sie machen es anders. Vielleicht schneller, mit mehr sichtbaren Resultaten.

Eben doch Kolonialismus. Sie übernehmen die Staaten. Mit Geld.

Sie wollen den Staat nicht übernehmen und sich auch nicht politisch einmischen. Auf keinen Fall. Sie wollen mit den afrikanischen Staaten arbeiten.

Sie schicken keine Kolonialbeamten wie seinerzeit die Engländer?

Nein! Daran haben sie null Interesse. Sie haben einen langen Plan, zehn, fünfzehn Jahre. Mit der «One Belt, One Road»-Initiative haben sie auch sehr klare Ideen, wo und wie sie Einfluss nehmen wollen.

Wie sehen Sie dieses Projekt? Macht es Ihnen Angst?

Nein, gar nicht. Wir versuchen China für humanitäre Hilfe zu sensibilisieren. Ich habe das Gefühl, China hat begriffen, dass ein Land wirtschaftlich instabil ist, wenn es humanitäre Probleme hat. Investitionen sind gefährdet, wenn Instabilität herrscht. Die Chinesen engagieren sich vermehrt in Friedensförderung, haben Uno-Friedenstruppen in den Südsudan gesandt. Das war noch vor wenigen Jahren undenkbar.

Im Mai übernehmen Sie die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) beim Bund. Was fasziniert Sie an dieser Aufgabe? Haben Sie schon Ziele?

Mich fasziniert, natürlich, die Herausforderung. Ich habe die Limiten der humanitären Hilfe gesehen. Und ein Staat wie die Schweiz kann mehr erreichen auch im multilateralen Bereich, zusammen mit anderen Ländern. Ich möchte also meine Erfahrungen in eine staatliche Organisation einbringen.

Das Rote Kreuz hilft, die Schweiz gestaltet: Ist das der Unterschied?

Die Deza hat beides, den humanitären und den Entwicklungszusammenarbeits-Arm. Das IKRK boxt stärker mit dem helfenden Arm. Konflikte aber dauern immer länger, oft mehrere Jahrzehnte. Da liegt die Stärke

der internationalen Zusammenarbeit, längerfristiger, mit anderen Ländern, multilateral, an den Zielen für nachhaltige Entwicklung zu arbeiten. Die Schweizer Bevölkerung steht humanitär, glaube ich, total dahinter – vielleicht übertreibe ich.

Was hinterfragt wird, ist die Entwicklungszusammenarbeit. Viele denken – auch wir –, da werde zu viel Steuergeld verlohnt.

Die Welt hat sich verändert. Es ist nicht mehr wie früher beim Bäcker, als man den Fünfer ins Negerli steckte und es dankend nickte. Mein Gefühl ist, die internationale Zusammenarbeit ist noch zu unbekannt. Was will man mit Partnerländern erreichen? Was für Vorteile hat die Schweiz? Welche Vorbildfunktion? Das muss ins Zentrum.

Zum Schluss: Was, glauben Sie, wird das Coronavirus in Afrika bewirken?

Das kann man noch nicht sagen, es hat erst angefangen. Das Gesundheitssystem der Schweiz ist aber sicher besser gerüstet als jene in afrikanischen Ländern.

Unsere Spitäler sollen bald am Anschlag sein.

Der Punkt ist, dass es in Afrika noch sehr viele andere Krankheiten gibt. Malaria, Cholera, Masern. Und fürs Gesundheitssystem muss man zahlen. Versicherungen sind selten,

«Ebola ist eine andere Dimension. Ebola ist sehr, sehr ansteckend und sehr, sehr tödlich.»

meist nur für ganz privilegierte Schichten. Die meisten können es sich gar nicht leisten, ins Spital zu gehen, wenn ein Spital überhaupt funktionsfähig ist. Viele werden keine medizinische Hilfe in Anspruch nehmen können, das wird ein Riesenproblem.

Was passiert in Afrika, wenn die weltweite Wirtschaft zusammenbricht?

Es könnte katastrophale Ausmasse annehmen. Es wird wohl auch keine finanzielle Unterstützung erfolgen für die selbsterwerbende Mittelschicht und schon gar nicht für die Armen. In der Schweiz füllen wir ein Onlineformular aus, haben die Chance, einen Überbrückungskredit zu erhalten. In Afrika ist das nicht aufgeleitet.

Wissen die Leute überhaupt, was auf sie zukommt?

Afrika ist diesbezüglich nicht naiv, weil es vor nicht allzu langer Zeit Erfahrungen mit Ebola machen musste. Jetzt hat man sehr schnell reagiert, sofort Massnahmen getroffen, die Grenzen kontrolliert, die Einreisenden gescreent, Fieber gemessen, Desinfektionskampagnen gestartet, zum Händewaschen aufgerufen. Schlimm wird es, wenn die Krankheit Flüchtlingslager erreicht, in Gefängnisse oder Slums gelangt. Die Leute haben Angst, stigmatisieren die Kranken und potenziellen Überträger.

Das klingt, als rüste sich Afrika mit aller Kraft.

Social Distancing und Händewachen, das wissen die Leute. Nur: Händewaschen, das ist auch ein Luxus und nicht selbstverständlich. Wenn die Frauen zwei Stunden zum Brunnen laufen müssen, um Trinkwasser zu holen, kann nicht die ganze Familie alle fünf Minuten die Hände waschen. Auch das Geld für Seife fehlt.

Wo könnte die Katastrophe besonders schlimme Ausmasse annehmen? In den ländlichen, eher unterentwickelten Gegenden? Oder in den boomenden, urbanen Ballungszentren?

Ich denke, Länder mit einer gewissen Reife wird es besonders treffen. Sie können zwar testen, sie wissen, wie viele Fälle sie haben. Ihre Wirtschaft wird es hart treffen, die Mittelschicht, wenn vorhanden, wird zurückgeworfen. Somalia oder der Südsudan, die auf Entwicklungshilfe angewiesen sind, müssen hingegen um die humanitäre Versorgung bangen. Arbeiter müssen reisen, Güter importiert werden – wenn die Grenzen zu sind, wird das schwierig. Dort sind es andere Probleme: Nicht die Länder werden zurückgeworfen, sondern das Leben ist bedroht, indirekt durch Corona.

Ist Corona schlimmer als Ebola?

Ebola ist eine andere Dimension. Ebola ist sehr, sehr ansteckend und sehr, sehr tödlich. Punkto Mortalität war Ebola eine grössere Krise für Afrika, war und ist aber lokal beschränkt.

Wird die Corona-Pandemie die Entwicklungsarbeit bleibend verändern?

Ganz sicher. Auf was für eine Art und Weise, wird sich zeigen. Aber sie ist jetzt schon ein «game changer». Es zeigt sich relativ schnell: Wenn gewisse Systeme gefestigt sind, ist es einfacher; wenn nicht, viel schwieriger.

VALUES WORTH SHARING

«Meine Bank legt Wert auf Werte.»

Peter Bollmann, LGT Kunde seit 2009



Private Banking

lgt.ch/values

Geben Sie den Franken frei

Die Nationalbank hilft in der Corona-Krise beim Finanzieren der Überbrückungshilfen, und Präsident Thomas Jordan will schauen, dass der Franken nicht zu stark wird. Dabei sollte er gerade jetzt den Leuten die volle Kaufkraft in die Hand geben. *Von Beat Gygi*

Thomas Jordan war der Einzige in der hochkarätigen Runde, der sich bei seinem Auftritt zuerst fürsorglich an das breite Publikum wandte: «Ich möchte zuallererst im Namen der gesamten Nationalbank unser Mitgefühl an alle vom Coronavirus direkt Betroffenen ausdrücken.» So begann der Direktoriumspräsident der Schweizerischen Nationalbank (SNB) an der Medienkonferenz vorige Woche seine Ausführungen über das zwanzig Milliarden Franken schwere Rettungspaket des Bundes zur Stützung der Wirtschaft. Anschliessend sprach er zwar wie seine Kollegen auch weitgehend übers finanztechnische Vorgehen bei der Geldverteilung, aber er wirkte dennoch einfühlsamer als Finanzminister Ueli Maurer oder Finanzmarktaufsichts-Chef Mark Branson, die mit ihm am Tisch sassen. Wenn man bedenkt, welche Stellung die Nationalbank in der Schweizer Wirtschaft und Gesellschaft heute einnimmt, dann war dies für den Chef wohl gerade der richtige Ton oder, besser gesagt, der optimierte Ton für einen solchen Auftritt.

Jordans Worte klingen nach. Was meinte er mit der Wendung «im Namen der gesamten Nationalbank»? Der erste Gedanke ist, dass damit die ganze Belegschaft der SNB gemeint sei, also die über 900 Mitarbeiter, die zu erstklassigen Arbeitsbedingungen in fachlich anspruchsvollen Stellen oft mit hoher wissenschaftlicher Reputation und diskretem Auftreten nach aussen in diesem Think-Tank tätig sind. Stimmt, aber es steckt mehr dahinter. Wenn der Chef von der «gesamten Nationalbank» spricht, denkt man auch an die Aktiengesellschaft, das Aktionariat, das gemäss Statuten wenig zu sagen hat und quasi automatisch hinter dem Chef steht: Gut 77 Prozent der stimmberechtigten SNB-Aktien liegen bei Kantonen und Kantonalbanken, gut 22 Prozent bei Privaten.

Blick in die Schublade

Es geht noch weiter: Zur «gesamten Nationalbank» gehören bei genauer Betrachtung eigentlich auch alle, die ihr Geld in dieser Institution haben. Das sind alle Menschen im Land. Die SNB wies Anfang Jahr rund 860 Milliarden Franken an Vermögen in ihrer Bilanz aus – viermal so viel wie bei Ausbruch der Finanzkrise und gut einen Drittel mehr, als die Schweiz in einem Jahr an Wirtschaftsleistung erarbeiten kann. Ein wesentlicher Teil davon gehört dem Volk. Das ist nämlich Geld, das die Nationalbank den Konsumenten und Bürgern in langen Jahren immer scheinchenweise ab-



Treuhänder des Schatzes: Nationalbank-Chef Jordan.

genommen und in ihre Schublade, also in ihre Bilanz gelegt hat.

Wie ging das? Das kam so zustande, dass die Nationalbankführung immer dann, wenn sie

der Ansicht war, der Frankenkurs sei zu hoch, quasi aus der Druckerpresse neue Franken schuf und damit Vermögen in Euro, Dollar, Yen und anderen Währungen kaufte und mit in ihre

Bilanz nahm. Dirigiert von Jordans Team, nahm also das Angebot an Franken auf den Devisenmärkten im Vergleich zu den anderen Währungen jeweils zu; das drückte auf den Wechselkurs des Frankens und machte diese Währung schwächer. Dies machte es zum Beispiel den Exporteuren leichter, ihre Waren auf den Auslandsmärkten zu vermarkten. Gleichzeitig wurden jeweils die Importe teurer, die Konsumenten bezahlten für ausländische Artikel einen höheren Frankenpreis, als wenn sich der Wechselkurs frei am Markt gebildet hätte. Die Konsumentensicht erhielt jeweils aber viel weniger öffentliche und politische Aufmerksamkeit als die Anliegen der Exporteure.

Die zweite Massnahme, um den Franken zu schwächen, sind die vor gut fünf Jahren eingeführten Negativzinsen von minus 0,75 Prozent, damit will man Frankenkäufer abschrecken. Diese Negativzinsen mindern seit Jahren wie eine Steuer das Vermögen, das bei den Banken liegt oder das die Pensionskassen in ihren Portefeuilles haben, sie zehren am Vorsorgekapital der Bürger, sie zersetzen das traditionelle Zinsdifferenzgeschäft der Banken, treiben Bankgebühren in die Höhe und verhindern, dass sich die Zinsen wieder normalisieren können.

Ansprüche von allen Seiten

Nun ist die Corona-Krise ausgebrochen mit un-absehbaren Konsequenzen für Gesundheit, Gesellschaft, Wirtschaft und Unternehmen. Jetzt, da es um so viel geht, erwartet man von der Nationalbank, dass sie das Beste für das Land tue. Das müsste heissen: den Schweizerinnen und Schweizern die volle Kaufkraft des Frankens in die Hand geben! In wirtschaftlicher Notlage sollen die Leute die Stärke der eigenen Währung doch voll nutzen können, um Engpässe zu überbrücken, das Nötigste zu kaufen und nach dem Tiefpunkt neu zu investieren.

Um wie viel geht es? Der private Konsum der Schweiz betrug 2019 rund 370 Milliarden Franken. Nimmt man an, dass die Hälfte davon mit Importen zusammenhängt und dass der Franken im Durchschnitt vielleicht um 5 Prozent unter seinen wirklichen Wert gedrückt wurde, dann hätten die Konsumenten rund 10 Milliarden mehr pro Jahr zur Verfügung, wenn der Frankenkurs freigegeben würde.

Nimmt man die Einkäufe der Handwerker, Bauern und anderer kleiner Firmen dazu, wäre die Entlastung noch grösser. Ein Gewinn wäre die Kursfreigabe vor allem auch deswegen, weil damit dem Lobbying und dem Kräftenessen der Interessengruppen der Boden entzogen würde. Verspräche Jordan nicht mehr, die Marktresultate allenfalls nach SNB-internen Kosten-Nutzen-Berechnungen zu korrigieren, wäre die Nationalbank weniger öffentlichen Begehrlichkeiten und Druckversuchen ausgesetzt. Und würden die Negativzinsen aufgehoben, würde das innerliche Verrosten der Wirtschaft gestoppt, und es bestünde die Aus-

sicht auf eine Rückkehr zu normaleren Zinsen. Der Zürcher Ökonomeprofessor Martin Jansen hält es für dringlich, dass Zinsen wieder ihre ökonomische Funktion erhalten.

Jordan selber sieht es anders. An der Medienkonferenz zum Rettungspaket sagte er: «Neben der Erleichterung der Kreditvergabe trägt die Nationalbank mit ihrer expansiven Geldpolitik zur Stabilisierung der wirtschaftlichen Situation bei. Um angemessene monetäre Rahmenbedingungen zu gewährleisten, müssen wir dem erhöhten Aufwertungsdruck auf den Franken

Die riesige Bilanz mit dem Volksvermögen wird für Jordan zur wachsenden Last.

entgegenwirken.» Die SNB-Führung – das dreiköpfige Direktorium mit Jordan, Fritz Zurbrugg und Andréa Maechler – habe entschieden, «das bestehende und bewährte Instrument der Devisenmarktinterventionen verstärkt einzusetzen, um Schaden von der Schweizer Wirtschaft abzuwenden». Die Schwächung der eigenen Währung durch fallweises Eingreifen in die Märkte und Verkaufen von weiteren Franken ist aus dieser Sicht weniger schädlich für die Wirtschaft als eine Zunahme der Kaufkraft.

Jordan kann mit diesem Kurs auf viel Zustimmung bei Exportindustrie, Wirtschaftsverbänden und in der Wissenschaft zählen. Ernst Baltensperger, emeritierter Ökonomeprofessor der Universität Bern, Experte für Geldpolitik und Jordans Doktorvater, hält es für richtig, wenn die SNB auf ihrem Kurs bleibt. Durch eine starke Frankenaufwertung jetzt zusätzliche Schwierigkeiten für die Unternehmen zu schaffen, wäre seiner Ansicht nach falsch. Beim Abwägen der Interessen der Exportwirtschaft gegenüber den Konsumenten dürften jene der Exporteure gerade in der Stressphase an Gewicht gewinnen. Dirk Niepelt, Ökonomeprofessor an der Universität Bern und Direktor des Studienzentrums Gerzensee (Stiftung der SNB), sieht die Balance mit Blick auf den Wechselkurs ähnlich, betont aber, dass man jetzt nicht noch die Zinsen weiter nach unten drücken sollte, denn ein Einbruch der Wirtschaft mit anschliessender Erholung müsse mit höheren Realzinsen einhergehen. Seiner Ansicht nach hat die Nationalbank Glück gehabt, dass die Europäische Zentralbank jetzt ihre Zinsen nicht noch gesenkt hat, sonst wäre Jordan unter Druck geraten, nachzuziehen, um die Zinsdifferenz Franken zu Euro zu wahren.

Schauen, was Europa in der Geldpolitik macht, und so weit nachziehen, dass der Euro-Franken-Wechselkurs für den Exportsektor nicht zu schmerzhaft wird – das ist etwa die Linie, die Jordan verfolgt, seit er am Steuer ist. Nach dem Ökonomiestudium, einer Dissertation über die Europäische Währungsunion begann er 1997 bei der Nationalbank, wurde dann Chef der Forschung und kam 2007 ins Direkto-

rium. Kurz darauf wurde er mit der Rettung der UBS und der Einrichtung des zugehörigen Stabilisierungsfonds zum Krisenmanager, der durch seine zurückhaltende, besonnene Art und mit seiner grossen Statur viel Vertrauen gewann. Mit diesen Eigenschaften löste er 2012 den an privaten Devisengeschäften gescheiterten Präsidenten Philipp Hildebrand ab. Damit erhielt die Nationalbank einen Chef, der ohne Show und Ausschweifungen verbal karge Kost bietet und dies auch im Team durchsetzt. Klar, je nach Bedarf variiert er die Argumente, etwa zur behaupteten Überbewertung des Frankens oder wenn negative Preisentwicklungen als Deflationsproblem dargestellt werden.

Einblick in die Forschung der Nationalbank gibt es nicht. Anfang 2015 ging Jordan kurz auf Distanz zu den europäischen Kollegen, als die Kursuntergrenze zum Franken aufgehoben wurde, näherte sich der Euro-Politik dann aber wieder an. Nun droht dem Euro in den Corona-Verwerfungen wieder eine Krise, die erneut die Frage aufbringt: Soll die Schweiz sich nicht selbständiger machen? Jedenfalls wird die riesige Bilanz für Jordan zur wachsenden Last. Je mehr Volksvermögen sich da ansammelt und je mehr Interessengruppen auf die Idee kommen, da sei etwas zu holen, desto schwieriger hat er es als Treuhänder dieses Schatzes. Gegenüber dem Publikum zuvorkommend aufzutreten, ist für ihn auf jeden Fall eine gute Strategie.

Pensionierung

AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

Pensionskasse

Rente, Kapital, Kombination?

Hypothek

Soll ich amortisieren?

Steuern

Wie kann ich sparen?

Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:
[vzch.com/merkblatt-pensionierung](https://www.vzch.com/merkblatt-pensionierung)

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.



www.vermoegenszentrum.ch

Länger, besser, böser

Komiker, Künstler, Musiker und Veranstalter laufen online zu Hochform auf. Kulturelles war im Internet noch nie so prickelnd wie in diesen Tagen.

Von Benjamin Bögli

Kultdichter Rilke hatte recht. «Wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben», schrieb er melancholisch verzückt, «wird wachen, lesen, lange Briefe schreiben.»

Bob Dylan, der ewig tourende, nun publikumslose Rockgreis, scheint sich diese Zeilen besonders zu Herzen zu nehmen. Er schrieb keinen langen Brief, aber seinen längsten Song: Zur Geisterstunde veröffentlichte er am Freitag auf Youtube «Murder Most Foul». In knapp siebzehn traumhaften Minuten singt er von der Ermordung John F. Kennedys, schweift ab ins Fantasieland der Kultur: Er zitiert «Vom Winde verweht», verweist auf Fleetwood Mac, Don Henley, «A Nightmare on Elm Street», Buster Keaton, Oscar Peterson, die «Mondscheinsonate», Houdini, den «Kaufmann von Venedig» und, und, und.

Will Dylan, dass wir uns mit alledem neu befassen, jetzt, da alle zu Hause sind? Das Angebot ist verlockend. Wäre die Konkurrenz

bloss nicht so gross und so gut.



Rocklegende Dylan.

Das Bedürfnis, nach allen Regeln der Kunst unterhalten zu werden, war kaum je so stark wie in diesen Tagen im Corona-Lockdown. In den USA erreichten vergangene Woche Fernsehshows wie «The Voice» oder «Grey's Anatomy» die höchste

Beachtung seit langem. Das Fernsehgeschäft, das massenhaft Publikum an Internetformate verloren hatte, verzeichnete eine Zunahme der Einschaltquote um 10 Prozent. Was von zu Hause aus abrufbar ist, boomt. Netflix erwartet im ersten Quartal des Jahres 40 Prozent mehr Neuabonnenten als in den ersten drei Monaten 2019. Den Komikern, Künstlern, Musikern und Veranstaltern andererseits steht das Wasser bis zum Hals. Sie wissen: Wer jetzt nicht dranbleibt, ist verloren. Manche sehen sich gezwungen, noch kreativer zu werden – Sende in der Not, dann hast du in der Zeit.

TV-Entertainer laufen zur Hochform auf. In den Studios haben sie kein Publikum mehr, also senden sie von zu Hause aus. Am professionellsten macht dies «The Daily Show»-Moderator Trevor Noah, Comedy-Star und Nachfolger von Talk-Legende und Republikaner-Schreck Jon Stewart. Noah, der Südafri-



«Trump ist wie der Joker»: Moderator Noah.

kaner mit helvetischen Wurzeln (sein Vater Robert ist ein ausgewandeter Deutschschweizer), nennt seine Sendung neu «The Daily Social Distancing Show». Während Jimmy

Binnen 48 Stunden gaben Musiker wie John Legend und Chris Martin auf Instagram Live-Konzerte.

Fallon oder Jimmy Kimmel auf eine entspannte Home-Video-Variante setzen und mit Familie oder im Hausdress leger in die Welt hinaus senden, feuert Noah seine Salven fadengerade und von seinem blitzblanken Arbeitstisch aus. Corona treibt ihn offenbar an. Als das britische Königshaus bekanntgab, Prinz Charles sei infiziert, spottete er: «Harry und Meghan traten aus, das Coronavirus trat bei.»



Sängerin Keys.

Seinen Lieblingsfeind Donald Trump attackiert Noah in dieser Krisenzeit noch schärfer als sonst. «Trump ist wie der Joker – einfach mit mehr Make-up», empörte er sich, nachdem der US-Präsident den Wunsch geäußert hatte, dass sich die

Leute bereits an Ostern wieder in den Kirchen treffen könnten.

Wie schnell die Amerikaner reagieren und die Aktualität als unterhaltsames Ereignis in den Alltag einbinden, ist beeindruckend. Nach Ausbruch des Virus in den USA riefen Unternehmer die Aktion «Together at Home» ins Leben. Binnen 48 Stunden gaben Musiker wie John Legend, Chris Martin oder Ziggy Marley auf Instagram Live-Konzerte. Am Sonntagabend organisierte Fox TV ein Wohnzimmerkonzert mit Stars wie Alicia Keys, Billie Eilish oder den Backstreet Boys – moderiert von Elton John. Mit verhaltenem Optimismus verkündeten die Macher des legendären *Playboy*-Magazins vor ein paar Tagen die Einstellung der gedruckten Ausgabe nach 66 Jahren. Das Digitalgeschäft blühe und sei zu wichtig geworden, hiess es. Sie nahmen die Krise zum Anlass, den bereits gedrosselten Erscheinungsrhythmus des Hefts ganz zu stoppen. Die gegenwärtige Nummer ist die letzte. *Playboy* setzt nun mit aller Kraft auf die Online-Ausgabe.

Hier dürfen sonst nur Archäologen rein

Faszinierendes hat Google zu bieten. Unter «Arts & Culture» öffnet sich für Kunstfans eine wahre Schatztruhe. Dank einer ähnlichen Technik wie bei «Street View» erhält man zum Beispiel einen 360-Grad-Zugang in die französische Chauvet-Höhle. Eine Stimme bringt einem dort die über 30 000 Jahre alten Höhlenmalereien, die zu den ältesten Kunstwerken überhaupt gehören, näher. Hier dürfen sonst nur Archäologen rein. Über eine andere Funktion gelangt man in rund 500 Galerien und Museen weltweit: vom National Folk Museum of Korea über das Olympische Museum in Lausanne bis zum Paul Getty Museum in Los Angeles. Das Kunsthaus Zürich fehlt bis anhin.

Die Art Basel in Hongkong fand Ende März wegen des Coronavirus zum ersten Mal komplett virtuell statt. Wer jetzt an ein Desaster denkt, liegt falsch. Natürlich hatte die Kunstmesse weniger mediale Aufmerksamkeit. Doch das Geschäft lief gut. Gemäss dem Fach-



Schriftsteller Bärffuss.



Künstlerin Rist.

magazin Artsy.net zogen die Showräume der Galerien über 250 000 Besucher an. Letztes Jahr waren es 88 000. Zweitausend Kunstwerke im Gesamtwert von 270 Millionen Dollar waren ausgestellt, was einem Durchschnitt von 135 000

Dollar pro Werk entspricht. Die Schweizer Galerie Hauser & Wirth habe Pipilotti Rists Videoobjekt «Wasserschatz (Schwarzlicht)» (2019) für 140 000 Dollar verkauft. Das Josef-Albers-Gemälde «Study for Homage to the Square: Late Silence» (1960) habe für 600 000 Dollar und Jenny Holzers «XX 8» (2015) für 350 000 Dollar den Besitzer gewechselt. Der digitale Kunstmarkt floriert. Die Art Basel, die im Juni hätte stattfinden sollen, wurde derweil auf Mitte September verschoben.

Ein bisschen schlechte Laune

Natürlich spriesst die Onlinekultur auch im deutschsprachigen Raum. Komikerin Patti Basler bringt die Leute mit «Apocalypso TV» auf Youtube täglich ein paar Minuten lang zum Lachen. Die Ärzte («Wir sitzen zu Hause und langweilen uns sehr») veröffentlichten am Freitag den neugeschriebenen Quarantänesong «Ein Lied für jetzt». Starpianist Igor Levit greift für sein Online-Publikum jeden Tag in die Tasten. Bis zum 7. April will der musikalische Direktor des Zürcher Kammerorchesters, Daniel Hope, selber Stargeiger, in einem Arte-Livestream ein tägliches halbstündiges Ständchen mit Gästen aus seiner Berliner Wohnung geben. Schauspieler und Oscar-Preisträger Christoph Waltz zeigt im Internet die Proben der Beethoven-Oper «Fidelio», die er inszeniert und Uwe Ochsenknecht liest jeden Abend eine Gutenachtgeschichte.

Ein bisschen schlechte Laune im Kulturbetrieb verbreitet Bühnen-Preisträger Lukas Bärfuss. Auch das soll sein. Im *Spiegel* äusserte sich der Schriftsteller vor ein paar Tagen zur Krise: «Das Kapital hat nichts zu befürchten, der Mensch schon», lautete die Überschrift seines Textes. Am selben Tag gewann in Günther Jauchs «Wer wird Millionär?» der erst zehnte reguläre Kandidat in zwanzig Jahren die Million. Aus Virus-Gründen hatte er Zugriff auf zwei alternative Joker: auf den «Millionärsjoker» und den «Begleitpersonensjoker», weil ja sonst niemand mehr im Publikum sass. ○



Stargeiger Hope.

Familie

Schön, ist sie da

Am 16. März, am Tag, als der Bundesrat den Notstand ausrief, hat Andrea Banz, 30, ihr erstes Kind bekommen. Die junge Mutter berichtet von ihren Erfahrungen.

Am gleichen Tag, als Hanna Lina auf die Welt kam, hat der Bundesrat die «ausserordentliche Lage» verhängt. Davon habe ich zunächst nichts mitbekommen. Dann hat sich aber alles rasant geändert. Das Spital wurde komplett abgeriegelt, keine Besucher mehr reingelassen. Draussen standen Leute vom Zivilschutz beim Eingang und vor dem Zelt für Corona-Verdachtsfälle. Es war eine komische Stimmung.

Nicht einmal 48 Stunden nach der Geburt wurde ich bereits entlassen. Es ging uns aber



«Ein riesiges Glück»: Andrea Banz mit Tochter Hanna.

auch gut, und die Verantwortlichen meinten, es sei gescheiter, nach Hause zu gehen. Das Spital, die Gänge waren extrem leer. Mein Partner konnte bei der Geburt noch dabei sein. Ich bin megafroh, dass Hanna sich entschieden hat, am Montag auf die Welt zu kommen. Ich habe Kolleginnen, die dann ohne Väter ihr Kind zur Welt bringen mussten.

Es war wunderschön, Hanna in die Arme zu nehmen, auch eine riesige Erleichterung, dass die Geburt vorbei war und dass alles gutging. Du denkst nur noch, schön, dass sie da ist, dass sie atmet und alles perfekt ist an diesem Körperchen. Ein riesiges Glück.

Wir bleiben mehr oder weniger zu Hause und haben praktisch keine Besuche. Meine Mutter sehe ich nur draussen und mit Abstand. Unsere Freunde mit den Geburtstafeln stellten diese vor die Haustüre, ohne hereinzukommen. Jetzt ist es halt wichtiger, dass wir für uns schauen, gegenüber der Kleinen, aber auch gegenüber den anderen Leuten.

Man möchte das alles zurückhaben

Wir wohnen am Berg, ich kann spazieren gehen, immer alleine, über das Tal schauen. Ich habe eigentlich einen grossen Bewegungsdrang, nun bin ich auf eine gewisse Weise zurückgebunden, was für die Kleine gar nicht so schlecht ist. Wir haben Zeit füreinander. Ich muss nicht hierhin und dorthin und tausend Besuche empfangen. Dafür wäre dieses neue Virus natürlich nicht nötig. Für meine Familie tut es mir leid, meine Brüder haben Hanna noch nie gesehen. Aber das holen wir dann grosszügig nach.

Mit meinen Kolleginnen veranstalten wir jetzt Haus-Partys über Apps. Für die Singles unter ihnen ist es nicht so lustig, immer daheimbleiben zu müssen, alleine zu sein. Aber nicht alles ist anders wegen Corona. Wie jedes Baby bestimmt Hanna das Tempo unseres Lebens: wann es Hunger hat, schläft, weint, in die Windeln macht, sich freut.

Mein Partner arbeitet weiterhin, er ist im Baugewerbe tätig. Natürlich macht man sich Gedanken, auch wenn Studien sagen, dass dieses Virus für Kleinkinder keine Gefahr bedeutet. Man muss aber auch einmal einen Punkt machen. Ich versuche, das Positive, unsere Familienzeit, in den Vordergrund zu stellen.

Für Hanna wünsche ich mir eine unbeschwertere Kindheit, dass sie hinausgehen kann, wie wir das gekannt haben. Ich möchte sie allen vorstellen, ihr ein soziales Umfeld aufbauen. In solchen Zeiten merkt man, wie schön man es eigentlich gehabt hat, und man möchte das alles zurückhaben. Immer wenn ich von hier oben runterschaue, die Natur sehe, die Häuser, Strassen, Geschäfte, dann ist eigentlich alles intakt. Der Frühling kommt, die Blumen blühen. Das Leben ist da.

Aufgezeichnet von Peter Keller

China-Bashing hilft nicht weiter

Als Schweizer Finanz-Unternehmer in Hongkong beobachte ich mit Faszination und Bewunderung, wie asiatische Gesellschaften das Leben meistern. Mir ist bewusst, dass China jetzt am Pranger steht, aber die typischen Behauptungen, die im Westen herumgeistern, sind falsch. *Von Max Burger*



Meine persönliche Meinung ist, dass das offizielle China nichts versteckt hat.

Wie ist das Leben in Hongkong in Zeiten des Coronavirus? Ziemlich normal. Ich stehe morgens auf wie üblich. Frühstücksmorning, Treffen zum Lunch. Man arbeitet. Die meisten Restaurants, Läden, die Metro, selbst Zahnarztpraxen sind offen. Wenn nicht alle eine Maske tragen und von Covid-19 reden würden, man merkte rein äusserlich nicht viel. Es hat etwas weniger Leute als sonst, aber immer noch sehr viele.

Dass Hongkong diese Normalität aufrechterhalten kann, ist nicht selbstverständlich. Wir leben in einer 7,5-Millionen-Metropole, sehr eng aufeinander, sehr nahe bei Festlandchina. Um es bildhaft zu sagen: Die Strecke von hier zur chinesischen Sonderwirtschaftszone Shenzhen gleicht einer Fahrt von der Zürcher City nach Oerlikon.

Unsere Normalität ist organisiert. Viele Firmen haben *work home policies*. Wer will, kann von zu Hause aus arbeiten. Wer nicht, geht ins Büro. Grosse Unternehmen arbeiten mit A- und B-Teams. Das hat nichts mit A- und B-Kadern wie im Fussball zu tun, sondern mit einer reinen Vorsichtsmassnahme: Die beiden Teams arbeiten völlig getrennt. Wenn ein Corona-Fall auftaucht, geht die eine Gruppe in Quarantäne. Die andere kann normal weiterarbeiten.

Anfang Januar war uns klar, dass da etwas Neues im Anflug ist. Zuvor hatte China den Ausbruch von Covid-19 – übrigens zusammen mit der WHO! – bekanntgegeben. Die Stadt ist trainiert für solche Situationen. Alle ziehen Masken an, überall wird desinfiziert. Wir haben sonst schon sehr hohe Standards. Die Bänder der Rolltreppen, die Liftknöpfe, die Eingänge zu Gebäuden werden permanent gereinigt. Dann hat jeder Desinfektionsmittel dabei und reinigt sich zum Beispiel nach der Metro die Hände. In den Büros, Geschäften, Toiletten, überall stehen Spender. Dann kommt das allgemeine Verhalten hinzu: Wer Grippe hat, trägt eine Maske.

Wir haben es alle verschlafen

Warum haben wir bereits solche Standards? Die Sars-Geschichte von 2002 ist hier extrem eingefahren. Das Virus hatte eine Mortalitätsrate von zehn Prozent, in Hongkong starben 286 Menschen. Die Panik ist unterschwellig immer noch im System. Wir sind gebrannte Kinder. Nicht gescheitert als andere, aber die Menschen in Südkorea, Japan und eben auch Hongkong haben aus diesen Ereignissen gelernt und die Normalität neu definiert.

Nun handeln die Behörden planmässig mit verschärften Richtlinien, Grenzkontrollen,

Quarantänen. Wer in der Stadt unterwegs ist, von dem wird 10- bis 15-mal am Tag die Temperatur erfasst durch fix installierte Wärmemesser oder durch Kontrolleure vor Gebäuden. Ich weiss, bei vielen lösen solche Vorstellungen Abwehrreflexe aus, Ängste vor einer Totalkontrolle durch den Staat. Ich lebe jetzt fünfzehn Jahre in Hongkong, für uns ist es Alltag, es geht um den gegenseitigen Schutz. Das wird auch in Europa so kommen, vielleicht kommen müssen. Kurzfristig ginge es in der Schweiz darum, klare Verhaltensweisen und Hygieneregeln durchzusetzen. Dazu die Risikogruppen isolieren, damit alle anderen wieder arbeiten können. Medizin und Technologie werden das Problem lösen. Wir müssen aber vorwärts machen, damit die ökonomischen Grundlagen nicht vorher wegbrechen.

Mir ist bewusst, dass China jetzt am Pranger steht. Aber die typisch westliche Annahme: «Die Chinesen lügen», verhindert eine temperierte Betrachtung. Meine persönliche Meinung ist, dass das offizielle China nichts versteckt hat. Eine Regierung kann nicht einfach mit Notrecht einfahren, ohne sich sicher zu sein, dass es solche drastischen Massnahmen braucht.

Schauen Sie sich das Verhalten der Schweiz und anderer Länder an. Man hat wochenlang

zugeschaut, was in China abläuft. Als Nationalrätin Magdalena Martullo-Blocher eine Schutzmaske im Parlament trug, wurde sie zurechtgewiesen und ausgelacht. Ich mache niemandem Vorwürfe. Ich meine nur, der Westen hat keine Veranlassung, das zögerliche Vorgehen Chinas zu kritisieren. Wir haben es alle verschlafen.

Organisierter Aufstieg

Das zwanghafte, von westlichen Medien betriebene China-Bashing hilft nicht weiter. China ist, was es ist. Top-down, parteigeführt – egal, wie kommunistisch oder nicht. Man darf nicht vergessen, woher dieser Staat kommt. Mao hat China in eine kommunistische Gesellschaft umgebaut. Zunächst mit dem «Grossen Sprung nach vorne», dann ab 1966 durch die «Kulturrevolution». Mit grauenhaften Folgen: Hungersnot, Verfolgung, «Umerziehung», Sippenhaft, Millionen von Opfern. Die Zwangskollektivierung und die Verstaatlichung der Wirtschaft führten zum ökonomischen Selbstmord.

Als Mao 1976 starb, war das Land am Boden. Sein Nachfolger Deng Xiaoping leitete wirtschaftsliberale Reformen ein, die eine beispiellose Entwicklung in Gang setzten: Sie führten eine Nation von heute 1,4 Milliarden Menschen aus der totalen Armut. Heute ist China wieder stolz auf sich, und dieser Aufstieg war – ob uns das passt oder nicht – organisiert und nicht demokratisch. Nur eine kleine Randbemerkung: Viele westliche Medien lassen kein gutes Haar an der chinesischen Führung, die diesen Wohlstandsschub erreicht hat. Dafür sympathisierten die gleichen Kreise in den 1960er und 70er Jahren mit dem Maoismus, der das Land ins Elend stürzte.

Chinas heutige Parteikader sind durch die Kulturrevolution gegangen, sie sind sozusagen Überlebende ihres Systems. Die werden keine Demokratie nach amerikanischem Muster einführen. Das ist naiv, *it doesn't work*. China ist eine Nation, die Ordnung braucht. Bei 1,4 Milliarden kann nicht jeder tun, was er will. Wenn etwas passiert, wie jetzt mit dem Coronavirus, dann wird von oben gehandelt und Massnahmen durchgesetzt. Manchmal die falschen, wie überall, aber sie werden schnell korrigiert.

Wenn Sie heute geschäftlich mit Chinesen der Generation um die vierzig zu tun haben, dann geschieht dies mit gleicher Professionalität wie in Europa oder Amerika. Diese Leute sind hervorragend ausgebildet, smart, sehr gut informiert. Es ist ein Vergnügen, mit ihnen zu arbeiten. Was Sie aber im Westen über China zu hören und zu lesen bekommen, ist meistens weit entfernt von dieser Realität. Viele Medien bedienen nur noch ihre eigene Haltung. Schade. Der Umgang mit dem Coronavirus zeigt: Wir können uns alle verbessern.

Der Schweizer Max Burger, 66, arbeitet als Venture Capitalist und lebt seit 2004 in Hongkong.



Brief aus ...

Bergamo

Anderswo in Italien, wo die Trauerglocken nur ab und zu läuten, mag das Leben trotz Ausgangssperre einigermaßen angenehm sein: Man kann kochen, fernsehen, Musik hören, ein Buch lesen. Hier nicht, hier in Bergamo ist es nicht einmal möglich, zu lesen. Hier suchen alle nach emotionaler Stärke, um weiterzumachen, um nicht vom Schmerz erdrückt zu werden, dass eine Generation von Vätern und Grossvätern, Müttern und Grossmüttern von der Epidemie hinweggerafft wird. Es ist schwierig, ihn überhaupt zu nennen, den Namen dieses Killers, der seit Ende Februar wie eine Armee in den Ebenen und Bergen unserer Heimat wütet. Die Menschen hier arbeiten hart und sind ans Kämpfen gewohnt, doch nun herrscht Angst und Schrecken.

In Bergamo ist es ohrenbetäubend still, seit der unsichtbare Killer alle gezwungen hat, sich zu Hause zu verbarrikadieren. Die Menschen in Bergamo, aber auch ihre Freunde aus Brescia, zahlen einen sehr hohen Preis an Toten und Kranken. Die Spitäler platzen aus allen Nähten, die Infizierten sind zusammengepfercht, das Personal arbeitet ununterbrochen und wird krank; auch in seinen Reihen gibt es Tote. Bis heute berichtet das Bulletin von 1267 Todesfällen in der Provinz Bergamo und 900 in der Provinz Brescia. Zu viele. Man weiss nicht mehr, wohin mit den Särgen. Die Angehörigen konnten ihre Liebsten im Spital nicht mehr besuchen, sich nicht verabschieden, sie nicht mehr berühren. All das ist schrecklich, unerträglich. Es spielt keine Rolle, dass es meist alte Menschen waren. Es sind Väter und Mütter, deren Leben noch hätte weitergehen können. Wir werden nie die Bilder der Kolonnen von Militärlastwagen vergessen können, die jede Nacht die Säрге abholen und sie in die Krematorien in den anderen Provinzen bringen.

Das Schweigen wird nur durch das Geheul der Ambulanzen durchschnitten, die wieder jemanden ins Spital bringen. Und alle sorgen sich: «Wird er es schaffen, oder

müssen wir wieder die Glocken läuten hören?» Unterdessen klingeln die Telefone in den Wohnungen. Wer schwerkranke Angehörige im Spital hat, schreckt jedes Mal auf. Was für eine Erleichterung, am anderen Ende die Stimme der Schwester zu hören: «Ich bin's, ich wollte wissen, wie es Renato geht.»

Es sind schwere Zeiten, etwa für die achtzehnjährige Sara, die im Alter von zwei Jahren einen schrecklichen Unfall überlebte. Dass sie es geschafft hat, verdankt sie auch ihrem einzigartigen Grossvater, der ihr sonst jeden Tag zur Seite steht, um sie zur Rehabilitation zu bringen, oder ihr andere Aktivitäten ermöglicht: einen Spaziergang, eine Geburtstagsfeier. Aber jetzt liegt er im Spital, und Sara hat keine Ruhe.

Zur selben Zeit wird in einem anderen Haus der Ehefrau die Todesnachricht überbracht: «Ihr Mann ist vor kurzem verstorben.» Am 13. Mai hätten sie ihren 59. Hochzeitstag gefeiert. Wo Cesare war, war auch sie. Laut Statistik ist der Tod Cesares nichts



Schreckliche Prüfung.

Besonderes, er gehörte zur Gruppe der älteren Risikopersonen mit einer hohen Sterbewahrscheinlichkeit. Doch die Statistiken sagen nichts aus darüber, dass diese Menschen auch im hohen Alter vor ihrer Erkrankung gesund waren und dass Cesare die Gesellschaft und das Leben ihrer gemeinsamen Kinder und Enkelkinder noch lange hätte bereichern können. Wir fragen uns jeden Tag, was diese schreckliche Prüfung bedeutet. Und wir wissen, dass dereinst, wenn alles vorbei ist und wir an den Gräbern unserer Liebsten trauern können, sich alles ändern muss. Denn eine kollektive Tragödie wie diese darf sich nie mehr wiederholen. *Margary Frassi*

Margary Frassi ist Journalistin. Sie schreibt für *L'Eco di Bergamo*.



«Ich warne vor einer Dramatisierung»: Mailand im Corona-Modus.

«Wie im richtigen Krieg»

Das Gerede von einer globalen Katastrophe sei «Unsinn», sagt der Militärhistoriker Martin van Creveld. Statt uns obsessiv mit dem Coronavirus zu befassen, sollten wir nüchtern die Todesstatistiken studieren, um uns ein Bild über das wahre Ausmass der Krise zu machen. *Von Pierre Heumann*

Martin van Creveld, emeritierter Militärhistoriker von Weltruf aus Jerusalem, schickte mir vor einigen Tagen ein Mail, in der er die Angst vor Corona relativierte. Es handle sich dabei, schrieb er, einfach um eine Grippe. Die von Corona ausgehende Gefahr, am Virus zu sterben, sei geringer als das Risiko, bei einer der Grippewellen umzukommen, die jedes Jahr über uns hinwegziehen. Die Panik und die harten Massnahmen seien schädlich, und es sei klar, dass nicht wenige Menschen und Organisationen einen Profit daraus ziehen würden. Dazu gehörten Politiker und Beamte, die über Nacht zu den neuen Herrschern über Zivilisten geworden seien. In vielen Fällen hätten sie dazu keine demokratisch fundierte Legitimation.

Der gebürtige Holländer van Creveld ist bekannt dafür, dass seine Meinungen vom Mainstream abweichen. Mit seinen politisch oft nicht korrekten Aussagen eckt er immer

wieder an. Gleichzeitig ist sein Renommee als Militärhistoriker unbestritten. In mehr als zwei Dutzend Büchern und mehreren hundert Zeitungsartikeln diskutiert er unter anderem die Konsequenzen asymmetrischer Kriegsführung, den Einsatz von Frauen in der Armee, die Geschichte der Strategie oder der Kriegsspiele – von den Gladiatoren bis zu Gigabytes.

Wann immer sich die Menschheit von Katastrophen bedroht sieht, wird die Armee aufgeboten. So auch jetzt. Von der Schweiz über Italien, Spanien Grossbritannien, Irland, Deutschland, Polen bis zu den USA: Uniformierte werden mobilisiert. Sie errichten Notlazarette, setzen Ausgangssperren durch, übernehmen logistische Verantwortung. Dann dringt die Kriegssprache in den zivilen Bereich ein. Medizinisches Personal stehe im Kampf gegen Corona an der Front, heisst es zum Beispiel, und Politiker sprechen von ei-

nem «Krieg» – in Paris, Jerusalem, Washington oder Ottawa.

Martin van Creveld, es heisst, wir seien im Krieg gegen das Coronavirus. Was meinen Sie?

Einerseits unterscheidet sich der sogenannte Krieg gegen das Coronavirus von einem richtigen Krieg, weil wir nicht einem Feind gegenüberstehen, der ein Bewusstsein hat. Andererseits lässt sich die Situation durchaus mit einem Krieg vergleichen, weil sich das Virus so verhält, als ob es ein Bewusstsein hätte. Es «sucht» nach verletzlichen Stellen, passt sich an, und es verändert sich.

Der Feind ist dumm, aber gleichzeitig intelligent?

Genau. Er hat sich zwar nicht zum Ziel gesetzt, uns zu vernichten, aber er schlägt zurück, wenn wir ihn angreifen. Deshalb benötigt man eine Strategie, um gegen ihn

vorzugehen. Wie im richtigen Krieg setzt das Informationen über seine Identität voraus. Man muss wissen, wo er ist, wie er wirkt und wie wir ihn täuschen können. Und leider muss ich feststellen, dass die Schlacht gegen Corona von Angst geleitet wird, ohne überdachte Strategie und ohne ökonomisches Denken.

Was wäre Ihrer Meinung nach unter Berücksichtigung der Wirtschaft angezeigt?

Das kommt darauf an, wie hoch man die Kosten einer Niederlage einschätzt. Lesen Sie etwa beim griechischen Dramatiker Euripides nach. Dort sehen Sie, dass es in der Antike üblich war, die Männer einer besiegten Stadt hinzurichten, Frauen und Kinder zu versklaven und die Stadt dem Erdboden gleichzumachen. Um das zu verhindern, wäre wohl kein Preis zu hoch.

Ihr Beispiel impliziert, dass Sie den Krieg gegen das Virus befürworten, koste es was es wolle.

Im Gegenteil. Ich warne vor einer Dramatisierung. In China ist die Erholung ja bereits unterwegs. Insgesamt bin ich optimistisch – vorausgesetzt, dass die Massnahmen, die gegen Corona erlassen wurden, nicht allzu lang in Kraft bleiben. Das zeigt auch die Geschichte. Im Zweiten Weltkrieg waren rund sechzig Millionen Menschenleben zu beklagen, was damals etwa 4 Prozent der Weltbevölkerung entsprach. Auf heutige Verhältnisse umgerechnet, wären das fast 200 Millionen Menschen. Und doch: Im Jahr 1950 lag die Weltbevölkerungszahl bereits 10 Prozent höher als 1940. Die Wirtschaft erholte sich schnell. In absoluten Zahlen war die Welt reicher als vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs.

Was wollen Sie damit sagen?

Dass das Gerede von einer globalen Katastrophe schlicht Unsinn ist. **Weltweit steigen die Totenzahlen. Europa ist zum Epizentrum der Pandemie geworden. Aus Bergamo werden unzählige Särge mit Corona-Toten abtransportiert, ganze Nationen stehen unter Ausgangssperre, in den USA muss mit 100 000 bis 200 000 Toten gerechnet werden. Und Sie sprechen von Unsinn?**

Wie bitte?

Die Bilder mit den Särgen sind nicht aussagekräftig. Nichts ist einfacher, als die Menschen mit solchen Aufnahmen in die Irre zu führen.

Wie bitte?

Wir sollten nicht auf die absolute Zahl der Corona-Toten achten, sondern diese mit der jährlichen Zahl an Grippetoten ver-

gleichen, um uns ein Bild über das wahre Ausmass der Corona-Gefahr zu machen. Dann nämlich sehen wir, dass es sich bei den Opfern des Sars-CoV-2-Virus um eine sehr kleine Zahl handelt. Zudem haben wir ein statistisches Problem. Viele sind nicht am Coronavirus gestorben, weil sie bereits zuvor eine andere Krankheit hatten. Wir müssen die Proportionen wahren.

Wie meinen Sie das?

Die Zahl der Corona-Todesfälle ist im Vergleich zur Gesamtzahl der Toten relativ gering. Ohne Covid-19 erwarten wir in diesem Jahr weltweit insgesamt 60 Millionen Tote; 18 Millionen sterben an Herzversagen, 10 Millionen an Krebs, 6,6 Millionen an Atemwegkrankungen, 1,6 Millionen an Durchfall, 1,5 Millionen in Verkehrsunfällen und eine Million an Aids. Hinzu kommen noch 800 000 erwartete Selbstmorde. Zum Vergleich: Ende März waren 34 000 Corona-Tote zu beklagen.

Statistisch lässt sich aber nachweisen, dass Italien oder Spanien international schlecht abschneiden.

Ein internationaler Vergleich ist nicht aussagefähig. Jedes Land definiert die Todesursachen unterschiedlich. Das macht es so schwierig, zu entscheiden, wie gefährlich das Virus tatsächlich ist. Denn viele andere Einflussfaktoren sind zu berücksichtigen – unter anderem die Altersstruktur der Bevölkerung.

Weltweit werden Armeen im Kampf gegen das Virus Sars-CoV-2 eingesetzt: in China, Italien und Spanien, in Grossbritannien und in den USA, in Indien und im Mittleren Osten. Was halten Sie davon?

Natürlich ist es schön, in Krisenzeiten auf Soldaten und Offiziere zurückzugreifen, zumal, wenn sie sonst wenig zu tun haben.

Viele Armeen sind ja inzwischen so eine Art Wohlfahrtsorganisation für Uniformierte. Aber im Ernst: Für den Einsatz im zivilen Bereich sind die Armeen schlecht vorbereitet. Die zivile Welt unterscheidet sich grundlegend von der militärischen. Der Rückgriff auf Soldaten ist nur dann zu empfehlen, wenn sie diszipliniert sind und den Einsatz in den Städten behutsam angehen.

Armeen sollten für Krisensituationen gewappnet sein. Sind sie es tatsächlich?

Länder wie Israel, deren Armeen ständig auf der Hut sein müssen, sind wohl etwas besser vorbereitet als andere, die in einem friedlichen Umfeld leben. Aber auch in Israel stelle ich fest: Es fehlen Masken, Test-Kits – und es mangelt an der nötigen Ausbildung.



Inside Washington

Neuer Rekord

Die Medien attackieren Trumps Anti-Corona-Strategie. Das Volk zollt ihm Respekt.

In der Schlacht gegen Covid-19 steht Präsident Trump unter ständigem Beschuss durch einen altbekannten Gegner: die Mainstream-Medien. «Wir müssen uns gegenseitig den Rücken freihalten» – darauf schwor ein Reporter des öffentlichen Rundfunks das Pressekorps des Weissen Hauses kampflustig ein. Und der Moderator der MSNBC-Nacht-Talkshow, Chris Hayes, ging auf Sendung, um sich darüber zu beschweren, dass es «aus Sicht der öffentlichen Gesundheit gefährlich ist, der Öffentlichkeit zu erlauben, die täglichen Coronavirus-Briefings des Präsidenten live und ungefiltert zu verfolgen». Zu Beginn der Corona-Krise wurde Trump von Journalisten für sein schnelles Handeln getadelt. Er hatte es gewagt, die Flüge aus China zu stoppen, von wo das Coronavirus ursprünglich hergekommen war. Er wurde als «fremdenfeindlich» gebrandmarkt, weil er die Grenzen Amerikas schützte. Und als «Rassist» wurde er diffamiert, weil er die beängstigende neue Bedrohung als «Wuhan-Virus» bezeichnet hatte.

Das Ergebnis: Drei neue Umfragen zeigen, dass die Zustimmungswerte von Trump noch nie so hoch waren. Eine fassungslose *Los Angeles Times* berichtet: «Erst zum zweiten Mal in seiner Präsidentschaft fand Gallup mehr Amerikaner, die seine berufliche Leistung befürworteten (49 Prozent) als missbilligten (45 Prozent). Etwa 60 Prozent gaben ihm positive Bewertungen für seinen Umgang mit der Pandemie.» Darüber hinaus schliesst Trump die Lücke zu seinem wahrscheinlichen demokratischen Gegner für die Wahl 2020, Joe Biden. Laut *Politico* «deuten die Umfragen darauf hin, dass ein etwas grösserer Anteil an Wählern mit demokratischer Gesinnung und unabhängigen Wählern nun Trumps Arbeit als Präsident gutheisst». Trotz bester Bemühungen der Medien bleibt Trump unerschrocken. Wie immer hat er Glück mit seinen Feinden.

Amy Holmes

Feigenblatt der Zivilisation

Es war lange ein Objekt, das nicht gross betrachtet wurde: das Toilettenpapier. Durch die jüngsten Ereignisse geriet es vom stillen Örtchen ins öffentliche Bewusstsein. Notizen aus dem Universum einer dunklen Materie. *Von Michael Bahnerth*

Es ist nicht so, dass sich der Mensch linear weiterentwickelt. Ab und an vollführt er einen kleinen Quantensprung. Das Essen von Fleisch etwa soll vor rund 2,5 Millionen Jahren die Evolution um den Faktor zehn beschleunigt haben. Man darf vermuten, dass die Erfindung des perforierten Toilettenpapiers das Vorankommen des Menschen in der Expansion seines Werdens um den Faktor zwei angetrieben hat. Weil die Möglichkeit, sich die erweiterte Anusregion unschwer sauberzuhalten und sich generell reiner zu fühlen, nicht nur zu einem ästhetisierten Selbstbild führte, das Industrien gebar und sättigte. Sondern, vor allem, weil es die Gesamthygiene verbesserte, was wiederum diverse Krankheiten im Zusammenhang mit Fäkalbakterien reduzierte und den Menschen verlässlicher im Arbeitsprozess werden liess und, durch die Absenz olfaktorischer Irritationen, ihn womöglich auch zu vermehrter Fortpflanzung antrieb, sofern er denn kein Anhänger von analspezifischen Sexualpraktiken wurde.

Mit Kot die Pest verjagen

Psychologen und auch Soziologen führen in diesen Corona-Tagen die Hamsterkäufe von Toilettenpapier auf zwei Faktoren zurück; die Hygiene und den Herdentrieb. Auf die Hygiene wohl, weil der Mensch seit Anbeginn seines zivilisatorischen Feinschliffes gelernt hat, dass wenn er sauber, auch weniger anfällig für Krankheiten ist. Offenbar ist diese Erkenntnis im Stammhirn eingeritzt, weil ihm seine Vernunft signalisieren müsste, dass ein saubergewischter Hintern nie eine aggressiv grassierende Lungenkrankheit auf Distanz halten kann. Es verhielte sich eher umgekehrt. Im verpesteten London des 17. Jahrhunderts wurde Kot auf die Strasse geschleudert in der Hoffnung, die Pest würde ob des Gestanks kapitulieren.

Beim zweiten Faktor, dem Herdentrieb, handelt es sich um ein atavistisches Verhaltensmuster; wenn ganz viele, wie wir glauben, dasselbe tun, kann es nicht falsch sein. Der Mensch wird zum vielzitierten Schaf, das unter Ausschluss seiner Fähigkeit zu denken mit den andern mitläuft und sich in sicherer Geborgenheit fühlt. Deshalb ist der Herdentrieb gelegentlich und manchmal oft nah an der Massenpsychose anzusiedeln.

Das teuerste Toilettenpapier der Welt stellt Toilet Paper Man aus Australien her. Die Blätter, beschichtet mit 22- oder 24-karätigem Gold,



Veredelung der Reinigung?

kosten pro Rolle rund eine Million Franken und sind ein eindruckliches Beispiel dafür, wie aus Scheisse Gold gemacht werden kann. Sie sind zurzeit gerade ausverkauft. Das teuerste WC-Papier der Schweiz stellt die Firma Joseph's Toiletries her. 175 Blatt kosten 110 Franken. Das wertvollste Toilettenpapier bleibt aber jenes Blatt, das man auf der Schüssel gerade in der Hand hält.

Jährlich verbraucht ein durchschnittlicher europäischer Stuhlgänger 13 Kilo Toilettenpapier, ein Schweizer 21 Kilo, was aufzeigt, dass wir womöglich ein etwas zwanghaftes Verhältnis zur Hygiene haben. Oder aber der Durchschnittseuropäer wischt sich nicht ordentlich den Hintern. Die Schweiz braucht somit jährlich 168 000 Tonnen WC-Papier oder umgerechnet, weil für eine Tonne Papier etwa 24 Bäume benötigt werden, rund 4 Millionen Bäume jährlich. Faustregel beim WC-Papier-Konsum ist, dass Fleischesser und Südländer weniger brauchen, Nordländer und Vegetarier mehr.

Es ist nicht ganz festzumachen, ab wann der Mensch begann, sich nach jedem Akt der Defäkation zu reinigen. Menschenaffen reinigen sich in der Regel nicht, und das hat auch damit zu tun, dass sie den andern am Geruch des Kots identifizieren. Primaten putzen sich nur den Hintern, wenn etwas Grösseres hängenbleibt oder wenn sie Durchfall haben. Dann nehmen sie ein Blatt, baden oder schleifen ihren Hintern über weiches Gras.

Wenig überliefert

Wahrscheinlich ist, dass sowohl beim Australopithecus als auch eine gute Million Jahre später beim Homo erectus das Arsch-Abwischen noch keine grosse Rolle spielte. Das bewusste Reinigen nach jedem Stuhlgang begann wohl erst beim detaillierter entwickelten Homo sapiens. Aus der Zeit des Beginns der ersten Hochkulturen ist wenig über die Kultur der Rosettenreinigung klebengeblieben. Ägypter wie Sumerer und Kreter sollen jedoch sehr rein-

...essen sein, wengleich sie kotige ...
 ...en mit Wasser entfernt haben dürften.
 ...en Hinweis auf den Anfang der Anus-
 ...gung gibt das fünfte Buch Mose, das Deute-
 ...nomium, Kapitel 23 (Ausschluss von der Ge-
 ...meinde des Herren), die Verse 13 und 14: «Und
 du sollst draussen vor dem Lager einen Ort ha-
 ben, dahin du zur Not hingehst. Und sollst eine
 Schaufel haben, und wenn du dich draussen set-
 zen willst, sollst du damit graben; und wenn du
 gegessen hast, sollst du zuscharren, was von dir
 gegangen ist.» Das ist natürlich kein Hinweis
 darauf, dass die Israeliten vor vermutlich 3500
 Jahren wie spätere Kulturen Blätter, alte Klei-
 dungsstücke und in einzelnen Fällen lebendiges
 Federvieh zur Reinigung verwendet haben,
 doch etwas mehr als möglich scheint es zu sein.

Erfindung des Wasserklosetts

Römer etwa verwendeten ein paar Jahrhun-
 derte später in ihren Massenklos, den Latrinen,
 ein kleines Holzstück, auf dem ein Schwamm
 befestigt war. Hatte sich einer gesäubert, tunkte
 er den Stab in Salzwasser und gab ihn dem
 Nächsten. Das war, nach heutigen Massstäben,

Primaten putzen sich den Hintern nur, wenn etwas Grösseres hängen bleibt oder sie Durchfall haben.

Putzen mit der Klobürste. Die Chinesen sollen
 im 6. Jahrhundert als Erste Papier verwendet
 haben, allerdings war es so wertvoll, dass es nur
 für die höheren Stände greifbar war. Und erst
 mit der Erfindung des Wasserklosetts in der
 zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde
 spezielles Papier benötigt, das nicht, wie Zei-
 tungspapier oder Lappen, zu Verstopfungen
 der Abwasserleitungen führte.

Ein Joseph Gayetty aus den USA, dessen Bio-
 grafie so unbefleckt ist wie ein neues Blatt
 WC-Papier, soll 1857 als Erster einzelne Blätter
 in einer Schachtel verkauft haben. Perforiertes
 Klopapier kam 1888 in Deutschland auf den
 Markt, und dann kam die Stunde von Hans
 Klenk, der seinen Namen zu «Hakle» verdich-
 tete und 1928 eine Toilettenpapierfabrik grün-
 dete, die sogleich lief wie geschmiert. Eine Rolle
 bestand lange, bis 1958, aus tausend Blatt rauen
 Krepppapiers, das man auch als feines Schleif-
 papier bezeichnen könnte. Erst ab 1958 kam das
 Tissue-Papier in Mode, ein paar Jahre später
 folgte das zweilagige, 1984, als das Zeitalter des
 Hedonismus begann, das dreilagige, das ein-
 deutig die Veredelung der Kunst in der Herstel-
 lung von Toilettenpapier war.

Persönlich geht mir dieser WC-Papier-Hype,
 wie man so sagt, am Arsch vorbei, weil ich ein
 Anhänger der Wasserreinigung bin. Leider hat
 sich diese Art des Saubermachens bei uns nie
 durchgesetzt, wahrscheinlich, weil in unserer
 Kultur ein Blatt WC-Papier stets auch ein Fei-
 genblatt ist. ○



Brief aus ...

Schanghai

Es herrscht Frühling in Schanghai. Alles
 spriesst und blüht, die Strassencafés
 sind wieder geöffnet, jeden Tag nehmen
 mehr Läden, Restaurants, Coiffeursalons
 und Gemüsestände ihren Betrieb auf. Die
 Kinder, die sonst brav und ruhig mit ihren
 mindestens drei erwachsenen Aufsichts-
 personen unterwegs sind, drehen völlig
 durch. Nach zwei Monaten Eingesper-
 rtsein rasen, düsen, klettern und schreien
 sie, was das Zeug hält – eine wahre Freude.

Damit das so bleibt, wird tüchtig kont-
 rolliert. Beim Eintritt in jedes Geschäft
 oder Restaurant – auch in meinen Wohn-
 komplex – wird die Temperatur gemessen,
 und ich muss überall Dokumente vorwei-
 sen und per QR-Code auf dem Mobiltele-
 fon beweisen, dass ich symptomfrei bin.
 Ich finde das gut.

Über Zeitungsberichte aus der Schweiz
 reibe ich mir die Augen. Kinderbetreuung
 in vom Kanton garantierten Kitas? Picknick
 mit Freunden am Katzensee? Der wunder-
 bare Individualismus unserer Schweizer
 Gesellschaft scheint sich mit der Realität
 einer Pandemie schlecht zu vertragen. Der
 Gemeinschaftssinn der Chinesen ist für so
 einen Extremfall erfolgversprechender,
 und zwar kulturell bedingt und nicht, weil
 er vom autoritären Regime vorgeschrieben
 wird. Dass die Regierungsform Chinas –
 nach anfänglicher Vertuschung medizini-
 scher Fakten – bei der Bewältigung der
 Krise hilft, ist jedoch keine Frage. Die
 strengen Quarantänevorschriften wurden
 mit Hilfe der Nachbarschaftskomitees
 durchgesetzt, ohne Wenn und Aber und
 bislang mit Erfolg.

Gefahr von aussen

Auf den ersten Blick scheint in Schanghai
 also die Normalität zurückzukehren. Der
 zweite Blick offenbart jedoch, dass die Kri-
 se noch lange nicht ausgestanden ist. Viele
 Millionen Menschen haben ihre ökonomi-
 sche Lebensgrundlage verloren und müs-
 sen sich erst wieder ein Einkommen ver-

schaffen. Zudem ist die Kontroll-Gangart
 seit etwa zwei Wochen erneut deutlich här-
 ter. Jetzt wird auch mein Telefon überall
 kontrolliert – um zu schauen, wo ich mich
 in den letzten Wochen aufgehalten habe.
 Die Gefahr kommt nun von aussen. Diese
 Trendwende wurde von Auslandchinesen
 ausgelöst, die plötzlich fanden, in China
 sei es sicherer und die medizinische Versor-
 gung im Falle einer Ansteckung besser. Sie
 kehrten in Scharen nach China zurück, wo
 sie sofort in staatliche Quarantäne gesteckt
 wurden – in vielen Fällen waren sie tat-
 sächlich Corona-positiv. Die Stimmung in
 den sozialen Medien ist klar: Diese Heim-
 kehrer sollen gar nicht in das Land gelassen
 werden. Die wenigen Ausländer, die jetzt
 noch nach China reisen, werden in Sippen-
 haft genommen.

Der ultimative Hammer kam am Frei-
 tag: Das chinesische Aussenministerium
 gab bekannt, dass Ausländern die Einreise



Post-Corona-Frühling.

nach China per sofort untersagt sei, auch
 solchen, die eine chinesische Niederlas-
 sungsbewilligung hätten. Das stellt viele
 Expats vor grosse familiäre Herausforde-
 rungen. Besuche in der Heimat, auch bei
 Notfällen, sind kaum mehr möglich, da
 unklar ist, wann die Rückreise an den Ar-
 beitsplatz wieder erlaubt ist. In Anbetracht
 der verschwindend kleinen Zahl von Aus-
 ländern in China scheint diese Regierungs-
 massnahme unverhältnismässig zu sein.

Vieles in China deutet darauf hin, dass
 die Talsohle der Krise durchschritten ist
 und sich das Land auf ein Post-Corona-
 Leben ausrichten will und kann. Doch die
 Angst vor einer neuen Ansteckungswelle
 dominiert Politik und Alltagsleben. Und
 die eine und andere chinesische Freundin
 will mich nicht mehr treffen; in meinem
 Lieblingscafé darf ich noch Brot einkaufen,
 mich aber nicht mehr hinsetzen. Die Nor-
 malität ist noch nicht normal.

Elisabeth Tester

Populisten, adieu?

Von Hansrudolf Kamer — Im Zeichen der Pandemie wird Populismus und Nationalismus ein frühes und schmerzloses Ende prophezeit. Nach der Krise soll globales Regieren beginnen.



Ein gutes Zitat ist die halbe Miete. Deshalb Hegel: «Was die Erfahrung aber und die Geschichte lehren, ist dieses, dass Völker und Regierungen niemals etwas aus der Geschichte gelernt

und nach Lehren, die aus derselben zu ziehen gewesen wären, gehandelt haben.»

Wahrscheinlich hängt das mit dem brüchig gewordenen Kurzzeitgedächtnis und der geschrumpften Aufmerksamkeitsspanne zusammen. Obwohl die Pandemie weiter grassiert und der Gipfel noch nicht erreicht ist, machen sich Dichter, Denker und Propheten Gedanken über die Zukunft. «Nichts wird je wieder so sein wie bisher», ist einer der am häufigsten propagierten Orakelsprüche.

So wird das Ende der Populisten eingeläutet genau von jenen, gegen die ebendiese einst angetreten waren. Unter die Schar der unentwegten Volksverführer werden inzwischen so disparate Politiker wie Trump, Putin, Johnson, Xi Jinping, Narendra Modi eingereiht, einfach alle jene, gegen die man etwas hat.

Sind sie wirklich alle Populisten? Der grosse Steuermann Xi, der schlaue Trump, der autoritär-nüchterne Putin, der klassisch gebildete Johnson, der ländlich-raue Modi? Verglichen mit wem? Die grosse Krise entlarve alle diese Figuren, weil sie keine Lösungen anzubieten hätten, erklärt etwa Roger de Weck. Die Wähler durchschauten dies, früher oder später. Das kann sein, es wird sich zeigen. Aber die andern, die Etablierten, die Verantwortungsbewussten, die Zuverlässigen, Staatsgläubigen und Salonsozialisten, sind ja die, weswegen die Populisten prosperieren.

Wer deshalb darüber spekuliert, was nun geschehen könnte, irrt im Nebel herum. Der Staat, die Politik haben die Krisenvorsorge fast überall vermasselt und versuchen nun mit Zwangsmassnahmen ihr Versagen auszubügeln. Notstand ist das Gebot der Stunde. Vorwürfe wegen autoritären Gebarens sind verstummt. Regierungen bestimmen ohne parlamentarische Aufsicht, was Sache ist. Zusammen mit Notenbanken setzen sie auf eine zentral geplante und gelenkte Wirtschaft, die den Privatsektor verdrängt – nur temporär?

Das, was die Politik in Amerika seit Jahren aufwühlte und was die Briten zum Austritt aus

der EU getrieben hat, ist aber keineswegs am Verpuffen und lässt sich mit Zwang nicht abwürgen. Trump geniesst – trotz zuerst peinlichem Lavieren in der Corona-Krise – die höchsten Zustimmungsraten seiner Präsidentschaft. Seine Corona-Briefings generieren inzwischen Rekord-Zuschauerzahlen, weshalb nun einige Networks ihre Übertragungen einschränken wollen.

Demokraten, Medien und «Never Trumper» begreifen Intensität und Charakter der populistischen Energie immer noch nicht. Trumps Wähler messen ihn nicht am Ideal eines weisen Führers, der immer das Richtige tut, sondern an den Mandarinern des Establishments im Washingtoner «Sumpf». Und das ist keine hohe Messlatte.

Rechnet man die Anhänger des linken Populisten Bernie Sanders hinzu, so kommt man auf Zahlen, die aussagen, dass deutlich mehr als die Hälfte der Amerikaner hinter dem Aufstand gegen das klassische Establishment steht. Dafür gibt es gute Gründe.

Was ist so intelligent und kompetent an einer aussenpolitischen Expertenklasse, die nicht voraussah, dass die globale Handelspolitik das Aufkommen einer feindseligen kommunistischen Supermacht förderte, die dann in einer Krisenlage den Nachschub an lebenswichtigen Gütern unterbrechen kann?

Freihandel ist ökonomisch sinnvoll, aber eben nur mit Mass. Im Kalten Krieg war das vor-exerziert worden.

Auch gestandene Demokraten und Republikaner glauben, dass über die Jahre ein Gesundheitssystem entstanden ist, das weder für die meisten erschwinglich noch universell zugänglich ist. Das höhere Bildungswesen bürdet Studenten eine Schuldenlast auf und entlässt viele Absolventen ziemlich unvorbereitet ins reale Leben – Bernie Sanders hat hier nicht unrecht. Hohe Schuldenberge wurden aufgetürmt, ohne dass die Infrastruktur – Strassen, Brücken, Überlandleitungen – saniert worden wäre. Obamas «schaufelfertige Projekte» blieben Planungsstudien und rhetorische Floskeln.

Trump wird für die von beiden Parteien verursachten Fehlentwicklungen nicht verantwortlich gemacht – im Gegenteil: Er leitet die Abbruchfirma, die den Schutt wegräumen soll. Herkules im Augiasstall ist das klassische Vorbild. Mit dem griechischen Helden verbindet Trump überdies das lose Mundwerk, die grosssprecherischen Ankündigungen. Heute würde man das Populismus nennen.

Was die Pandemie betrifft, kann man natürlich behaupten, dass ein koordiniertes, ja suprastaatliches Vorgehen die Corona-Krise verhindert oder gemildert hätte. Nur, die Realität war eine ganz andere. Nun besteht die Hoffnung darin, dass jedes Land – in Zusammenarbeit mit andern – seine eigenen Schwierigkeiten überwinden kann.

Das ist nicht Chauvinismus, sondern gesunder Menschenverstand. Weshalb soll die Zukunft ganz anders werden? Womit wir wieder bei Hegel wären.



Herkules im Augiasstall: US-Präsident Trump.

Lasst uns vom Tod reden

Die Bekämpfung der Coronavirus-Infektionen setzt die Priorität bei der Vermeidung von Todesfällen. Als vom Leben verwöhnte Menschen sollten wir einen anderen Blick auf den Tod wagen. *Von Peter Ruch*

Seine Erzählung «Die Nacht» beginnt Elie Wiesel mit dem Küster-Mosche in einer jüdischen Gemeinde in Siebenbürgen. Mosche war arm, unbeholfen, hilfsbereit und geliebt. Eines Tages wurde er mit einer Gruppe anderer Juden im Viehwagen abtransportiert. Als er Monate später als Einziger zurückkehrte, war er verstört und erzählte, dass die Deportierten in Polen von der Gestapo gezwungen wurden, tiefe Gräben auszuheben. Als die Arbeit getan war, wurden alle erschossen, in die Gräben gestossen und zugedeckt. Mosche entkam durch Zufall und kehrte – nach halsbrecherischer Flucht – nach Hause zurück, um seine Leute zu warnen. Sie unterschätzten die Gefahr und fielen schliesslich ebenfalls dem Massenmord zum Opfer.

Der Tod scheint die menschliche Risikoeinschätzung oft zu überfordern. Zwar wissen wir, dass wir sterben müssen, doch lässt sich dieses Wissen nur schwer ins Leben integrieren. Die frühesten Spuren menschlicher Kultur beweisen, dass der Mensch seine Verstorbenen begräbt. Die Motive waren manchmal

Es gab Zeiten, da wurde grosses Gewicht auf die Ars Moriendi – die Kunst zu sterben – gelegt.

unklar, doch zweifellos wollte der Mensch sein Verhältnis zu den Toten irgendwie regeln und in Ordnung bringen. Wir können die Toten nicht ignorieren. Damit trieb die Kirche, als sie über die Deutungshoheit verfügte, Schindluder. Das Eingehen der Verstorbenen ins Reich Gottes, im Evangelium aus Gnade verheissen, wurde zahlungspflichtig. Mit der Aufklärung ebte der Missbrauch ab, und der Tod erschien als biologisches Phänomen. Das hat freilich die Klarheit nicht geschärft. Niemand gibt sich damit zufrieden, dass er mit der Weitergabe des Lebens seine Funktion erfüllt habe und dass sein Sterben dem Fortgang des Lebensstroms dienlich sei. Die biologische Auffassung hat die Ablehnung gegenüber dem Tod verstärkt. Er wird mit allen Mitteln hinausgeschoben.

Gut aufgehoben

Weil der Tod sprachlos macht, vermögen ritualisierende Formen dem Leben Schutz und Halt zu geben. Nicht die keimfreie Lobrede auf den Verstorbenen ist tröstlich, wohl aber die Entdeckung und der Hinweis, dass die Lie-

be und das Heil Gottes am Verstorbenen gewirkt haben; und dass er oder sie nach dem Hinschied gut aufgehoben ist. Die religiöse Sprache leistet dabei einen Dienst, der durch nichts anderes zu ersetzen ist. Besonders das Christentum, dessen Symbol das Kreuz ist, kann die Tür zu Einsichten über den Tod öffnen. Sie beginnen mit dem Blick auf die eigene Endlichkeit. Der Psalm 90 vergleicht den Menschen schnöde mit dem Gras, das am Morgen blüht und am Abend welkt und verdorrt (V. 6).



Horizontzerweiterung.

Dass solche Gedanken schwerfallen, zeigt das Verhalten der Jünger angesichts der sich anbahnenden Verhaftung und Hinrichtung Jesu. Sie schliefen im Garten Gethsemane ein und überliessen Jesus seiner Verzweiflung. Petrus bestritt nachher mehrmals, ihn zu kennen, um sein eigenes Leben nicht zu gefährden.

Die Menschwerdung Gottes in Jesus Christus war so radikal, dass sie den Tod mit einschloss und damit alles Religiöse und Rationale überstieg. Hier steckt der Keim zum Verständnis der Aufgabe, die der Tod dem Leben stellt: Die Verneinung und die Bejahung des Todes müssen zueinanderfinden. Es gab Zeiten, da wurde grosses Gewicht auf die Ars Moriendi – die Kunst zu sterben – gelegt. Die

Menschen bereiteten sich intensiv auf das Sterben vor, bis hin zur Verweigerung gegenüber den Aufgaben des Lebens. Unsere Kultur benötigt wohl eine kleine Dosis davon, nachdem sie die Ars Vivendi bis zum Exzess hochgeschraubt hat. Auf jeden Fall wird die Frage, ob das Leben unter allen Umständen das höchste Gut sei, unausweichlich.

Disziplinierender Ernstfall

Die Bejahung dieser Frage ist weit verbreitet. Wir schätzen das Todesrisiko hoch ein, und die Regierungen befinden sich mit ihren rigorosen Massnahmen am Puls der Menschen.

Die Hoffnung auf die Auferstehung könnte uns gelassener machen.

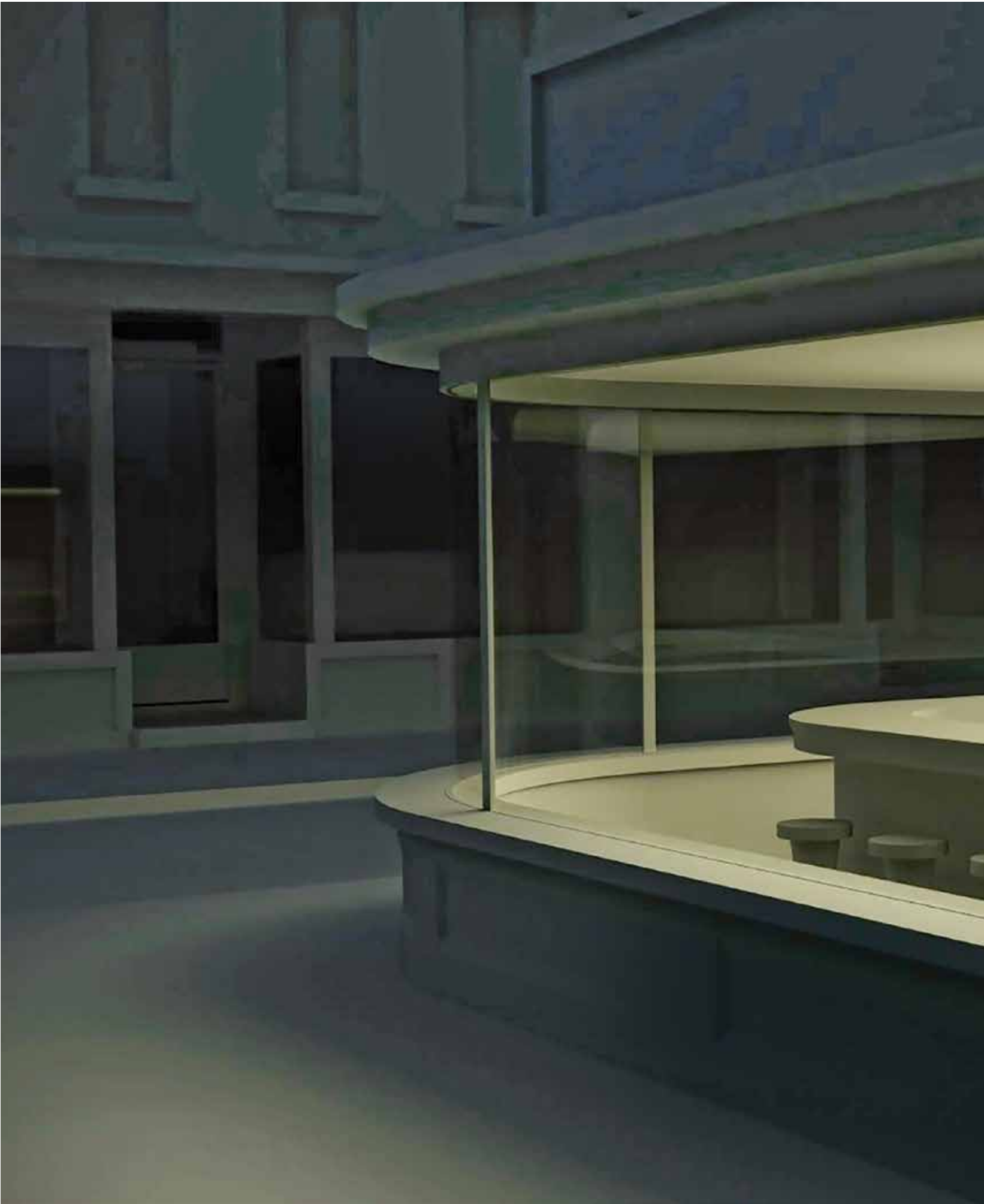
Aber kennen wir die andern Risiken, die wir damit eingehen, etwa dass die spätere medizinische Versorgung geschwächt wird und dass die staatliche Bevormundung sich verfestigen könnte? Ist es nachhaltig, wenn erneut Staatsgelder fluten und damit den Boden für die spätere Gesundung verseuchen?

Die starre Fixierung auf möglichst wenig Todesfälle könnte ökonomische und soziale Verwerfungen im Schlepptau haben, die Schlimmeres bewirken. Der Tod stellt für viele Problemlösungen einen disziplinierenden Ernstfall und eine Horizontzerweiterung dar. Seit 150 Jahren hat sich das Leben der Bürger jedes Jahr um durchschnittlich drei Monate verlängert, in summa um vierzig Jahre. Muss es so weitergehen? Die Hoffnung auf die Auferstehung könnte uns gelassener machen.

Wahrhaftigkeit als das höchste Gut

Als vor genau 75 Jahren der Theologe Dietrich Bonhoeffer auf Hitlers Befehl erhängt wurde, geschah dies, weil er nicht sein Leben, sondern die Wahrhaftigkeit als das höchste Gut betrachtete. Eine solche Priorität ist auch für Ungläubige möglich und vielfach bezeugt.

Wo das Leben nicht das höchste Gut ist, «dort verlangt man vom Leben keine Ewigkeiten, dort nimmt man vom Leben, was es gibt, nicht Alles oder Nichts, sondern Gutes und Böses; man hält es nicht krampfhaft fest und wirft es nicht leichtsinnig weg, begnügt sich aber mit der bemessenen Zeit und spricht nicht irdischen Dingen Ewigkeit zu.» (Dietrich Bonhoeffer)



Manischer Ausbruch von Rebellion? «Nighthawks in the Age of Coronavirus».



Ikone der Woche

Allein in Manhattan

Von Amy Holmes

Heute Morgen läuten die Glocken für den Sonntagsgottesdienst in der Kirche, die bei mir um die Ecke unscheinbar zwischen Nachkriegswohntürmen aus beigem Backstein steckt. Ich habe das Fenster weit geöffnet, um die kühle Stadtluft hereinzulassen, nachdem ich eine Woche lang im Schutz meiner Wohnung geblieben war. Die Glocken läuten bestimmt jeden Sonntag, aber normalerweise verschmelzen sie mit der urbanen Geräuschkulisse. Heute Morgen freilich ertönt ihr Ruf über einer stillen Stadt und versichert uns, dass wir nach wie vor eine Gemeinschaft sind. In seinem berühmten Essay von 1949 «Here Is New York» sagt E. B. White von der glitzernden Metropole, «ihre besondere Anlage bewirkt, dass sie fast alles absorbiert, was daherkommt [...], und die Bewohner davor verschont». Doch ein tödlicher, unsichtbarer Eindringling hat unsere Stahl- und Betonküste erstürmt. Wir wissen nicht, wann und gegen wen er zuschlagen wird. Liftfahrten erfolgen in angespannter Stille.

Auf Twitter verbreitet sich rasend schnell eine trostlose Neufassung von Edward Hoppers «Nighthawks» (dt. Nachtschwärmer), das er wenige Jahre vor Whites Essay gemalt hatte. Auf Hoppers Meisterwerk ist ein hell erleuchteter, niedriger Diner an einer leeren Strassenecke in Downtown New York zu sehen, in dem isoliert drei Vierziger-Jahre-Stadtpflanzen sitzen. In der neuen, digital bearbeiteten Version «Nighthawks in the Age of Coronavirus» (dt. Nachtschwärmer im Zeitalter des Coronavirus) ist aus Hoppers melancholischem Tableau jegliche Farbe verschwunden, es ist kalt und leer, das Relikt einer längst untergegangenen Zivilisation. Der Twitterer @m_tisserand klagt: «Wir alle sind jetzt Edward-Hopper-Bilder.» Das hat ihm 220 000 Likes eingebracht.

Doch im Gegensatz zu Hoppers entfremdeten Dinerkunden haben wir in unseren modernen Wohnungen hell flimmernde Bildschirme, die endlos viele Verbindungen ermöglichen. Freunde vom anderen Ende der Stadt organisieren Online-Cocktailpartys. Smartphones wimmeln von ermutigenden SMS.

Jetzt ist es Abend, und unten auf der Strasse höre ich Jubeln, Klatschen und Pfeifen. Ein manischer Ausbruch von Rebellion? Vielleicht einfach nur Freude darüber, Manhattans leere Gehsteige für sich allein zu haben.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Körper auf Gefechtsstation

Immunität ist das Zauberwort der Stunde: Ein Impfstoff soll uns unverwundbar machen gegen das fremde Virus. Mit den meisten Eindringlingen macht unser Immunsystem kurzen Prozess: Im Körper steht eine hochgerüstete Armee bereit. *Von Wolfgang Koydl*

Der Traum ist so alt wie die Menschheit: Unverwundbar zu sein, Angriffe abschüteln zu können wie ein Hund Wasser aus dem Fell. Mythen wurden geschaffen, die diesen Traum verherrlichten: der griechische Held Achill, unverwundbar, nachdem ihn die Mutter in den Unterweltfluss Styx getaucht hatte, und der Germane Siegfried, unverletzlich nach seinem Bad im Blut des Drachens.

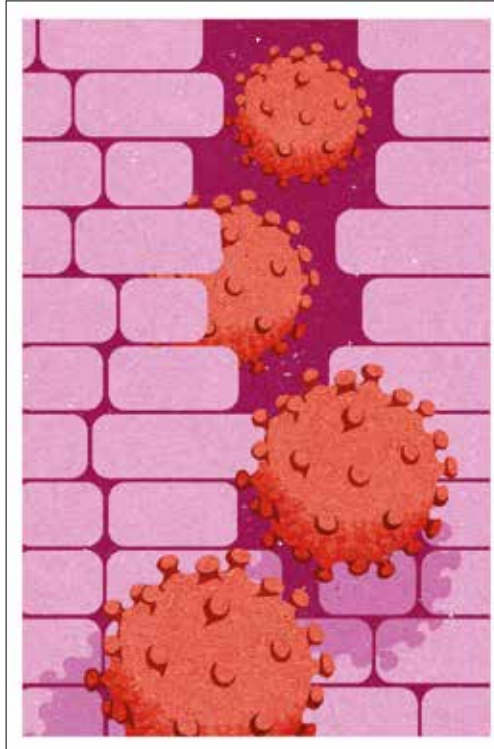
Doch man braucht kein Sagenheld mit magischen Kräften zu sein, um gegen Gefahren gewappnet zu sein. Meist genügt die eigene, dünne Haut. Jeder hat ein System von Verteidigungsmassnahmen gegen Gifte, Parasiten und Krankheitserreger: Schutzwälle, ätzende und reinigende Flüssigkeiten, Giftnetze, gefräßige Raubtiere, biochemische Prozesse: Unser Körper ist ein veritabler Kampfstern, der sich meistens zu schützen vermag.

Schleimhäute als Einfallstore

Meistens, denn hundertprozentig perfekt ist unser Immunsystem ebenso wenig, wie es die Schutzpanzer von Achill mit seiner Ferse und Siegfried mit der lindenblattgrossen Stelle zwischen den Schultern waren. Auch unser Körper kann von gefährlichen Eindringlingen überlistet, überrannt und mitunter übermannt werden, wie es das neuartige Coronavirus gerade auf schreckliche Weise demonstriert. Doch langfristig ist unsere Abwehr jedem Feind gewachsen. Wäre es anders, wäre das Leben auf diesem Planeten schon längst erloschen.

Dieses Abwehrsystem wird nicht nur in Ausnahmesituationen wie nun bei Covid-19 aktiviert. Unser Organismus kämpft jeden Tag gegen Bakterien, Viren, Parasiten oder Pilze. Jeden Augenblick überprüft das Immunsystem, ob Fremdkörper eingedrungen sind, analysiert sie und leitet Gegenmassnahmen ein. Dass wir im Allgemeinen nichts von diesem Schlachtfeld in unseren Zellen bemerken, ist ein Zeichen für seine Wirksamkeit. Denn gegen die meisten schädlichen Erreger sind wir nahezu immun.

Immunität ist auch nun wieder das Zauberwort in der Corona-Krise. Ursprünglich bedeutete das lateinische Wort *immunitas* die Befreiung von Diensten oder Aufgaben, sie war also eine Art von Privileg. In der Medizin gibt es die Immunität noch nicht so lange. Erst 1879 wurde der Begriff eingeführt, nachdem Wissenschaft und Medizin die Möglichkeit von Schutzimpfungen erkannt hatten.



Wälle mit Lücken.

Wie nun schützt sich der Körper vor potenziell tödlichen Angreifern? Die erste Verteidigungslinie ist die Haut – anscheinend dünn und zart, doch tatsächlich sehr effektiv. Wie gut sie ihre Aufgabe erfüllt, sieht man, wenn Erreger durch eine Wunde in den Blutkreislauf eindringen. Talg und Schweiß tun ein Übriges, um Angreifer in Schach zu halten. Rund 99

Weisse Blutkörperchen tragen eine Verbrecherkartei mit Steckbriefen in sich.

Prozent aller bekannten Pathogene und Gifte wehrt die Haut erfolgreich ab.

Eine wichtige Rolle spielen zudem die Schleimhäute, auch wenn sie Erregern wie dem Coronavirus als Einfallstore dienen. Doch Schleim und darin enthaltene Enzyme im Nasen-, Mund- und Rachenraum filtern Schadstoffe aus, binden und töten sie. Auch andere Körperflüssigkeiten sind beteiligt: Die Magensäure, in der sich sogar Salzsäure befindet, vernichtet so gut wie alle Erreger; den Rest erledigen Darm und Harntrakt.

Dennoch haben diese Wälle Lücken. Entweder dringt der Feind in so grossen Mengen oder mit hoher Aggressivität ein, dass er die

Verteidiger überwältigt. Oder er tarnt sich: Manche Viren hüllen sich in eine Schicht, die vom Körper zunächst nicht als fremd erkannt wird.

Hat ein Pathogen die ersten Schutzwälle durchbrochen, wird das zelluläre Immunsystem aktiviert. Es hat zwei Aufgaben: gefährliche Eindringlinge zu identifizieren und sie zu töten. Der zweite Teil des Auftrages ist dabei der leichtere.

Patrouille im Organismus

Menschen haben zwei Immunsysteme, die jedoch eng miteinander kooperieren: das angeborene und das erworbene. Ersteres verlässt sich auf eine sehr alte, sehr langsame, aber sehr bewährte Methode: die Evolution. Über Abertausende von Generationen wurden dabei in unserer DNA alle Pathogene abgespeichert, die es schon immer gab, auch bereits vor unserer Existenz. Weisse Blutkörperchen tragen gleichsam eine Verbrecherkartei mit den Steckbriefen aller einschlägigen Verdächtigen in sich.

Diese Blutkörperchen patrouillieren permanent im Organismus und testen alles, was ihnen begegnet, auf sogenannte Antigene. Die haben mit Genetik nichts zu tun. Die Abkürzung steht vielmehr für Antikörper-Genera-



Todeskuss.

toren, also für Pathogene, die die Produktion von Antikörpern generieren. Um eine positive Identifikation vornehmen zu können, müssen die Patrouillen-Zellen zu jeweils entsprechenden Erregern passen. Zu diesem Zweck haben sie an der Oberfläche Rezeptoren, die denen der Pathogene entsprechen – wie ein Schlüssel zu einem Schloss.

Wird ein Feind entdeckt, gehen als Erstes die zutreffend so genannten natürlichen Killerzellen zum Angriff über: Sie schmiegen sich an die infizierte Zelle an und geben ihr, so nennen es Virologen, den Todeskuss.

Kamikaze und Giftcocktail

Nun beginnen auch Granulozyten und sogenannte Makrophagen (wörtlich: grosse Fresser) in Aktion zu treten. Sie stürzen sich auf die Erreger, umhüllen sie, zerstören ihre Zellmembran oder verschlingen sie zur Gänze. Der Fantasie sind dabei, wie überall in der Natur, keine Grenzen gesetzt: Manche machen die Eindringlinge bewegungsunfähig, andere umhüllen sie mit einer Schicht, die sie für Fressfeinde schmackhafter macht, und einige Granulozyten opfern sich nach Kamikaze-Manier selbst: Sie lösen ihren Zellkern auf und vermischen ihre DNA mit antibakteriellen Substanzen. Dieses mit einem Giftcocktail getränkte Netz werfen sie über die Erreger.

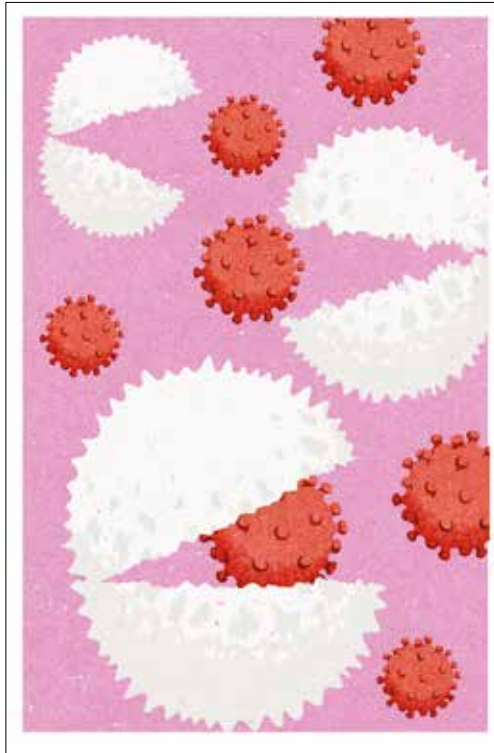
Das ererbte Immunsystem ist damit genauso erfolgreich wie die Haut: Es wehrt 99 Prozent aller Erreger ab, die es über den ersten Schutzwall geschafft haben.

Was aber, wenn ein unbekanntes Pathogen wie das neue Coronavirus auch die Verteidiger der zweiten Linie überlistet hat? Nun schlägt die Stunde des angeborenen Immunsystems. Seine Aufgabe ist freilich ungleich schwieriger als jene des erworbenen, schliesslich muss es Fremdkörper identifizieren, die es nie zuvor gesehen hat.

Welche Herausforderung das ist, erkennt man daran, dass sich Bakterien und Viren mit unglaublicher Geschwindigkeit entwickeln und verändern. Unser Immunsystem befindet sich in einem ständigen Wettlauf gegen diesen Feind, bei dem es eigentlich schlechte Karten hat. Denn es besitzt keine Schlüssel, mit dem es die ständig neuen, fremden Schlösser öffnen könnte.

Doch anstatt nach dem einen passenden Schlüssel zu suchen, was viel zu lange dauern würde, setzt unser Immunsystem auf schiere Masse und auf das Zufallsprinzip. Ähnlich wie ein Supercomputer, der einen Code knacken soll, generiert es Myriaden möglicher Kombinationen von Rezeptoren. Die Wissenschaft schätzt die Anzahl auf $2,25 \times 10^{18}$ Kombinationen, doch niemand kennt die genaue Zahl. Unter Umständen sind es noch mehr.

Die allermeisten dieser Zellen werden nie zum Einsatz kommen, da ihnen kein theore-



Masse und Zufallsprinzip.

tisch existierendes Virus über den Weg läuft, für das sie eigens kreiert wurden. Doch manchmal ergibt es einen Treffer: Die Zelle hat einen bislang unbekanntem Erregertyp aufgespürt. Ist die neue Gefahr erkannt, läuft die Generalmobilisierung an. Nachdem das Immunsystem anhand einer Checkliste überprüft hat, ob es sich wirklich um einen Eindringling und nicht vielleicht um eine körpereigene Zelle handelt, erzeugt es als Erstes zahllose Kopien jener weissen Blutzelle, die den Schlüssel zu dem neuen Pathogen besitzt. Dann wirft es alle Abwehrkräfte in die Schlacht, die es zur Verfügung hat.

Doch so schnell das Immunsystem auch reagiert, vergehen oft mehrere Tage, bevor genügend Antikörper produziert werden. Damit vergeht wertvolle Zeit, die Viren nützen, um weitere Zellen zu befallen. Hilfreich wäre es daher, dem Körper von aussen Verstärkung zuzuführen, was der Wissenschaft in vielen Fällen bereits gelungen ist. Im Labor gezüchtete Antikörper werden dem Patienten injiziert. Auch im Fall von Covid-19 gibt es gute Nachrichten an dieser Front. An der Technischen Universität Braunschweig konnten Forscher offenbar bei genesenen Covid-19-Patienten Antikörper isolieren, mit denen man vielleicht schon bald Kranken helfen kann.

Gelernt ist gelernt

Während der Kampf gegen die Erreger tobt, läuft freilich noch ein weiterer, sehr viel entscheidenderer Prozess ab: Das Immunsystem merkt sich das neue Virus und speichert es in seiner Verbrecherdatei ab. So kann es sehr viel schneller reagieren, wenn das Virus ein zweites Mal attackiert. Krankheitssymptome tre-

ten dann entweder gar nicht auf, oder sie fallen schwächer aus – ein Umstand, den sich die Medizin bei Schutzimpfungen zunutze macht. Eine schwache Form des Pathogens wird injiziert, damit das Immunsystem dann die tödliche Variante erkennt.

Wie der ganze Organismus schwächt sich auch das Immunsystem im Alter ab. Die Produktion von Lymphozyten, also jener Zellen, die für Früherkennung und Bekämpfung von Pathogenen zuständig sind, wird zurückgefahren. Auch insgesamt werden die Abwehrzellen weniger aktiv. Darüber hinaus gibt es alltägliche Faktoren, die das Immunsystem schwächen – etwa unausgewogene Ernährung oder Schlafmangel. Stärken lassen sich die Abwehrkräfte mit Sport oder durch Abhärtung. Es ist kein Zufall, dass sich Hartgesottene, die regelmässig in eiskaltes Wasser tauchen, fast nie Erkältungen einfangen.

Doch an erster Stelle der Faktoren, die das Immunsystem schwächen, steht chronischer Stress. Er verbraucht so viel Energie, dass der Körper andere Prozesse herunterfährt, die für das kurzfristige Überleben nicht unbedingt notwendig sind. Dazu gehört aber auch das Immunsystem, denn das befindet sich im Normalfall nur auf Patrouille im Zellgewebe und nicht im Kriegszustand.

In der gegenwärtigen Lage mit Virus-Furcht, wirtschaftlicher Krise und Sorge um Arbeitsplatz und Zukunft ist dies keine gute Nachricht. Denn ein gestresster Mensch macht es Corona leichter. Helfen kann ein einfaches Mittel: Sonnenlicht. Denn UV-Strahlen schaden nicht nur Viren. Sie stärken auch das Immunsystem.



Vorteil Sonnenlicht.

Alle liebten ihn

Plácido Domingo steht wegen Missbrauchsvorwürfen am Pranger. Ich kenne den Star-Tenor seit Jahrzehnten und holte ihn in den achtziger Jahren nach Zürich. Unangenehm habe ich ihn nie erlebt. *Von Hildegard Schwaninger*

Plácido Domingo war vierzig Jahre alt, der Gott der Oper, ein Mann mit dunklen Locken und brennendem Blick. Er und seine Frau Marta waren frisch vom Luxustrachtengeschäft Lanz eingekleidet, er in der grünen Hohenloher Jacke, sie im auberginefarbenen Dirndl. So stilecht, dass man gleich die Ausländer in ihnen erkannte. Damals, im Sommer 1981, habe ich Plácido Domingo bei den Salzburger Festspielen kennengelernt. Er sang den Titelhelden in Jacques Offenbachs «Hoffmanns Erzählungen». Nach der Vorstellung gab es ein Abendessen im Hotel «Goldener Hirsch», zu dem ich, im Schlepptau meines guten Freundes Alfonso Prinz zu Hohenlohe, auch geladen war. Der Dirigent des Abends, James Levine, war auch dabei. Wie die ganze Tischrunde durfte auch ich ihn «Jimmy» nennen. Er wurde Jahrzehnte später wegen sexuellen Missbrauchs (minderjähriger Knaben) seines Chefpostens an der New Yorker Metropolitan Opera enthoben.

Das nächste Mal sah ich Plácido an seinem Geburtstag am 21. Januar 1982 in Miami, wo er «Andrea Chénier» sang. Nachdem ich – extra angereist und also Jetlag-geplagt – die Vorstellung durchschlafen hatte, durfte ich noch mit auf die anschließende Party im Haus des Herzogs Francisco «Paco» de Sevilla, den ich von Marbella kannte und der damals in Miami wohnte. Seine Frau Beatrice de Sevilla, eine geborene Gräfin von Hardenberg, gehörte bald zum harten Kern der Domingo-Fans.

Er lieb mir sein Apartment

Als ich 1984 ein paar Monate in New York lebte, lieb mir Plácido Domingo sein Apartment 425 East 58th Street im Sovereign Building, eine der feinsten Adressen von Manhattan. In seinem Apartment 21E steht ein Konzertflügel, und fast alle Wände sind Spiegel. Später war ich noch einmal in diesem Wolkenkratzer, als ich Denise Rich, die damals geschiedene Frau von Marc Rich, besuchte.

1985 war das Erdbeben in Mexiko, und Plácido Domingo, dessen Frau Mexikanerin ist und der selbst eine Zeitlang mexikanischer Staatsbürger war (mittlerweile ist er wieder Spanier),



Er dachte, man dürfe das: Weltstar Domingo.

sang eine Reihe von Wohltätigkeitskonzerten zugunsten seiner schwebende Heimat. Karl Lüönd, der Chefredaktor des *Züri-Leu*, für den ich damals arbeitete, hatte die Idee, auch in Zürich ein solches Konzert zu veranstalten. Ich flog nach Heraklion auf Kreta, wo Plácido gerade einen «Otello»-Film mit Franco Zeffirelli drehte. Es war nicht schwierig, Plácido für das Konzert zu überreden (Plácido kann nicht nein sagen), er sagte sofort zu und nahm mich sogar noch auf einen kleinen Trip nach Israel mit. Dort hat er seine Karriere begonnen, und dort hat er seine Frau Marta kennengelernt. Also wurden wir auch vom damaligen Staatspräsidenten Chaim Herzog empfangen. Plácido, Marta und ich standen im Vorzimmer, ein Fernsehteam war auch dabei. Ich trug ein Sweatshirt, auf dem «Dracula Club St. Moritz» stand. Marta, die keine Gnade kannte und sehr bissig sein konnte, schnaubte mich an: «Dreh sofort das Sweatshirt um! Wir machen hier keine

Reklame.» Natürlich folgte ich ihr umgehend und trug das Shirt jetzt beim Staatsempfang verkehrt herum.

Singen für Mexiko

Das Konzert in Zürich am 1. Dezember 1985 wurde ein sensationeller Erfolg. Es fand in der Tonhalle statt, Nello Santi dirigierte, das Tonhalle-Orchester spielte gratis. Ein Ticket kostete 250 Franken, was damals sehr viel war, und ich werde nie vergessen, wie mir Hans J. Bär, der damalige Präsident der Tonhalle-Gesellschaft, sagte, bei diesen hohen Preisen würden wir wahrscheinlich einen Sponsor suchen müssen, der uns ein grosses Kontingent Tickets abnähme. Die Migros sei gut. Ich sagte ihm: «Die Leute werden uns die Tickets aus der Hand reißen.» Und so war es auch: Die Tickets waren binnen 24 Stunden ausverkauft. Plácido Domingo war Weltstar, hatte in Zürich (bis auf einen Abend 1979 im «Trovatore») noch nie gesungen und war – da er auf allen Bühnen der Welt gefragt war – für die Limmatstadt unerschwinglich.

Alle Tickets waren bezahlt (auch die von Plácidos persönlichen Gästen und mir), dank Lüönds persönlicher Assistentin Astrid Kägi, die sich mit voller Kraft ins Finden von Sponsoren stürzte. Sie fand auch einen, der den Privat-

jet von Kreta nach Zürich und zurück organisierte, ohne den das Konzert terminlich gar nicht möglich gewesen wäre. Das Konzert brachte 500 000 Franken für Mexiko, eine Rekordsumme. Dann gingen wir in die «Kronenhalle», wir hatten zwei Tische im hinteren Raum, unter dem Chagall-Gemälde (für Stammgäste «Sibirien»), Verleger Beat Curti übernahm die Rechnung.

Ich habe Plácido Domingo viele Jahre lang erlebt, in vielen Städten, in vielen Opern – und immer gab es nachher für seine persönlichen Gäste und Freunde ein Diner. «Lohengrin» in Wien, und nachher ging es ins Hotel «Astoria», «Les Troyens» mit Jessye Norman in New York, und dann ging man in ein Restaurant, das Plácido gehörte, «Eugen Onegin» in Houston und dann ein Diner bei Lynn und Oscar Wyatt, die damals die Society-Könige von Texas waren, Zarzuela-Konzert im Teatro Real in Madrid, und dann ging es in einen Palast zu einem Mit-

glied des Hochadels. Und in Bonn, nach dem «Il Guarany», der praktisch nie gespielten Oper von Antonio Carlos Gomes, ging es auf die spanische Botschaft, wo ein Diener mit weissen Handschuhen Sherry reichte. Dirigiert hat John Neschling. Immer wenn ich diese Abende miterleben durfte, gefiel mir, wie liebevoll und fürsorglich Plácido mit seiner Frau umging. Es gefiel mir auch, wie freundlich er mit allen Menschen war, wie höflich und zuvorkommend. Plácido ist wie ein grosses Kind. Nie habe ich ihn unangenehm erlebt.

Er kann nicht nein sagen

Der Künstler will von allen geliebt werden. Das geht manchmal zu weit. Einmal, bei einem Charity-Konzert in München, sass er beim anschliessenden Abendessen gegen 300 Frauen, die ihn alle sehnsüchtig anhimmelten. Eine, Scheidungswitwe eines Schönheitschirurgen, kritisierte ihn und hörte nicht auf, ihm zu sagen, was ihr am Konzert nicht gefallen habe. Er blieb dann ewig bei dieser Frau stehen, bis ich zu ihm ging und sagte: «Lass dir doch von dieser dummen Zicke nicht den Abend verderben. Du warst wunderbar, und alle fanden dich toll.» Er erträgt es einfach nicht, wenn jemand ihn nicht liebt.

Die Frauen liegen ihm zu Füssen. Manche nützten ihn auch aus. Plácido Domingo hat einen Fanklub, Opernfreundinnen aus aller Welt. Von Marta wurden die Frauen immer grundlegend aussortiert. Nur die unattraktiven kamen in seine Nähe, wenn Marta dabei war. So eine



Domingo, Autorin Schwaninger, 1985 in Zürich.

bucklige, rothaarige, steinalte Französin (sie war noch älter als Marta, die ja bereits acht Jahre älter als Plácido ist), von der das Gerücht umging, sie leite ein Freudenhaus in Paris. Und eine dicke rothaarige Deutsche namens Frauke, die alles über Oper wusste und später den Schauspieler Martin Benrath heiratete. Wenn Marta nicht dabei war, wurde es lustiger (aber das ist ja bei allen Männern so).

Nun gab es eine Opernenthusiastin, die sich als Fotografin ins nähere Umfeld von Plácido geschmuggelt hatte. Sie lebte in Zürich, als Freundin eines reichen Unternehmers. Er zögerte mit dem Heiraten. Da griff sie zur Wunderwaffe. Gemeinsam mit einer Freundin lud sie Plácido

in ihr Schlafzimmer. Die drei sass gemütlich auf dem Sofa, als es wie wild gegen die Tür hämmerte. Der Freund! Plácido flüchtete durchs Badezimmerfenster. Er erzählte mir später, er habe nie in seinem Leben solche Angst gehabt. Es ging nicht lang, und die Fotografin stand mit dem Unternehmer vor dem Traualtar.

Mit der «me too»-Debatte bekommt Plácido Domingo einen fürchterlichen Schuss vor den Bug. Vor allem in den USA, wo er nicht mehr auftreten kann. An der Washington National Opera und der Los Angeles Opera, wo er Direktor war, verlor er seine Funktionen wegen mutmasslicher sexueller Belästigung. Er soll seine Macht und seine Möglichkeiten als Direktor genutzt haben – Engagement gegen Sex –, und das geht gar nicht. In den USA ist es drastisch: An der New Yorker Met sollte er im «Macbeth» singen, er hat bis zur Generalprobe alles gemacht, und plötzlich, nach der letzten Kostümprobe, hiess es, der Tenor habe sich von der Produktion zurückgezogen. In Wahrheit wurde er geschasst. Was ist passiert? Der Senator von New York verlangte von Met-Direktor Peter Gelb die Entlassung Domingos. Ultimativ, mit der Drohung, sonst müsse Peter Gelb als Met-Intendant zurücktreten. Europa ist da etwas gnädiger.

Plácido Domingo hatte es sicher nicht nötig, eine Frau zu nötigen. Aber Männer können lästig sein. Und er war – als spanischer Macho – wohl manchmal über die Massen lästig. Nächtliche Telefonanrufe, unerwünschte Küsse – alles Dinge, die heute total unangebracht sind. Und die auch dem Gott der Oper nicht erlaubt sind. Nur: Plácido Domingo war sich keiner Schuld bewusst. Er dachte, man dürfe das. Die Quittung hat er brutal bekommen.

Der Applaus wollte nicht enden

Kürzlich sah ich ihn in Wien. Am 28. Oktober 2019 sang er «Macbeth». Die Staatsoper war bis auf den letzten Platz besetzt, ich hatte mit Mühe und Not eine Schwarzmarktkarte ergattert. Und die war jeden Euro wert. Plácido war einfach grossartig. Wie er dastand, in der Militäruniform der Inszenierung, kerzengerade und beweglich mit seinen 78 Jahren, die Bühnenausstrahlung enorm, die Stimme unversehr und immer noch mit dem unverkennbaren Timbre. Plácido Domingo ist ein ganz grosser Künstler, ein Geschenk Gottes an die Opernwelt. Und das Wiener Publikum dankte es ihm. Der Applaus wollte nicht enden, und Domingo nahm ihn entgegen mit dem kleinen Winken ins Publikum und dem schüchternen Lächeln, das er immer hatte und das ihn charakterisierte. Plácido Domingo ist im Grunde ein scheuer Mensch, oft scheint er selber zu staunen über die Wirkung, die er auf andere Menschen hat. An diesem Abend musste man ihm alles verzeihen. Schade, dass dieser grosse Mann so in die Bredouille geraten musste! Und wie es seiner Ehefrau Marta geht, daran will man gar nicht denken.

Kultur

Pusteln auf der Bühne

Shakespeare hätte sich mit Obsession auf das Coronavirus gestürzt.

Der Tod war allgegenwärtig. «Die traurige Realität ist etwa so verbreitet wie der Gestank der Sickergrube – und fast ebenso unausweichlich», schreibt der britische Historiker Ian Mortimer in seinem neuen Buch «Shakespeares Welt», das im Sommer auf Deutsch erscheinen wird. Die Pestepidemie von 1603 brachte in London mehr als 32 000 Menschen den Tod bei rund 200 000 Einwohnern.

Doch diese Realität blendete William Shakespeare in seinen Stücken aus. Er wollte die Menschen das Elend vergessen lassen, so dass sie zumindest im Theater eine Weile Zerstreuung fanden. Wenn es denn offen war, denn ähnlich wie heute die Schauspielhäuser im West End blieb sein Globe Theatre an der Themse in den schlimmsten Seuchenzeiten geschlossen.

Die britische Chemikerin Kathryn Harkup erwähnt in ihrem Buch «Death By Shakespeare» beispielsweise nur ein Zitat aus «Romeo und Julia», in dem gesagt wird, die Pest möge die verfeindeten Familien der beiden Liebenden heimsuchen.

Menschliche Schwächen

Trotz dieser Zurückhaltung brachte Shakespeare Gesundheit und Krankheit variantenreich auf die Bühne. Der Syphilis galt sein grösstes Interesse, denn die Geschlechtskrankheit zeigt menschliche Schwächen wie Lust und Sünde auf, und diese liebte der Stückeschreiber Shakespeare über alles.

Im Gegensatz zur Pest haftete der Syphilis etwas Verrücktes an, das ihm viel dramaturgischen Stoff bot. «Französische Krankheit» wie im Königsdrama «Heinrich V.» nannten die Engländer das damals tödliche Leiden. Das sagte zwar wenig über die Herkunft der Krankheit aus, dafür umso mehr über das Verhältnis zwischen den beiden Nationen.

Von «Hurenlepra», «Pocken» oder der «grenzenlosen Krankheit» ist in fast allen Shakespeare-Stücken die Rede.

Eine erste Pustel an den Genitalien liess die betroffenen Menschen wissen, dass die Krankheit sie befallen hatte. Die Geschwulst verschwand zwar nach einiger Zeit für eine Weile. Aber im Lauf der Jahre entstellte die Syphilis ihre Opfer fürchterlich und führte unweigerlich zum Tod.

Rolf Hürzeler

Lehren aus dem Jahr 1940

Wie meisterten Bundesrat und Volk damals die Herausforderungen des in Europa tobenden Zweiten Weltkriegs?

Von Hanspeter Born

Wie Kriege oder Naturkatastrophen können Seuchen verheerende Auswirkungen auf das Leben von Gemeinschaften haben. Gemeinsam ist ihnen, dass sie plötzlich ausbrechen und einen unerwarteten Verlauf nehmen können. Existenzielle Krisen stellen extreme Ansprüche an Regierungen und Regierte. Führungen und Völker müssen zeigen, was sie wert sind. Die Corona-Epidemie wird jetzt als schwerste Krise seit dem Zweiten Weltkrieg angesehen. Macron – «C'est la guerre» –, Merkel und Johnson sagen es uns. Auch in der Schweiz lässt sich die heutige Situation mit dem denkwürdigen Jahr 1940 vergleichen. Wie meisterten Bundesrat und Volk damals die Herausforderungen, vor die der in Europa tobende Krieg sie stellte?

Phoney war oder *drôle de guerre*, Sitzkrieg. Der Bundesrat, vom Parlament mit Vollmachten ausgestattet, hatte im ersten Drittel des Jahres 1940 keine schwere Aufgabe. Die Versorgungslage war gut. Ein Grossteil der bei Kriegsbeginn Anfang September 1939 mobilisierten Armee war entlassen worden. Die rund 100 000 noch im Dienst stehenden Soldaten befestigten die von der Linth bis zum Jura reichende Verteidigungslinie. Sie gruben, bauten und wurden durch lange Märsche körperlich tüchtig gehalten. Es herrschte zwar eine Art Zensur, genannt Pressekontrolle, aber sie war mild. Der liberal denkende Bundesrat – bedacht darauf, die Freiheit der Bürger nicht mehr einzuschränken als nötig – widersetzte sich dem Wunsch von General Guisan, eine strikte Vorzensur einzuführen. Jede grössere Stadt hatte mindestens zwei, jeweils an politische Parteien gebundene Zeitungen, die umfassend über das Auslandsgeschehen informierten und mit Lust innenpolitisch polemisierten. Das verstaatlichte Radio, wichtigste Informationsquelle für alle, bemühte sich um sachliche Nachrichten und diente vor allem der Aufrechterhaltung der Moral.

Werden sie kommen?

In Krisenzeiten sind zuverlässige, genaue Informationen unentbehrlich. Bei Epidemien verlässt man sich auf die Wissenschaftler, in Kriegen auf die Nachrichtendienste und die Berichte der Diplomaten. Und – ob Coronavirus oder Krieg – nicht zu vergessen ist, dass es neben den *known knowns*, dem gesicherten Wissen, die *known unknowns* gibt, Dinge, von denen wir wissen, dass wir sie nicht wissen, und vor allem die *unknown unknowns*, die «schwarzen Schwäne», Dinge, mit denen niemand rechnet.



«Ruhe und Kaltblütigkeit»: Bundesrat Pilet-Golaz (l.), General Guisan (r.), 1939.

Die wichtigsten *known unknowns* waren im März 1940 die strategischen Absichten der Kriegsparteien, vor allem diejenigen Hitlers. Jede Schweizerin, jeder Schweizer fragte sich: Werden sie kommen? Wird Deutschland die Schweiz angreifen? Als am 10. Mai die Wehrmacht auf dem Weg nach Frankreich in den

Das Märchen vom deutschen Angriff verbreitete sich schlagartig in der Bevölkerung.

Niederlanden und Belgien einfiel, handelte der Bundesrat rasch. Die gesamte Armee wurde remobilisiert, und am Mittag sprach Bundespräsident Marcel Pilet-Golaz kurz und prägnant am Radio: ««Ruhe und Kaltblütigkeit» sollte unser Wahlspruch sein. Keine unangebrachte Unruhe, keine Nervosität! Ruhige Entschlossenheit. Mässigung und Zurückhaltung im Urteil. Gefühle sind umso stärker und reiner, wenn sie von Leidenschaft frei sind. Festigkeit und Einheit!» Pilet warnte vor «Sensationsnachrichten», vor «fantastischen und heimtückischen Gerüchten»: «Wir

selbst werden euch die Wahrheit sagen. Vertraut auf die Behörden, sie wachen.»

Wenige Tage später fielen Bundesrat und General selber Falschmeldungen zum Opfer. Sie glaubten dem von Oberst Masson geleiteten Nachrichtendienst, dessen Agenten jenseits des Rheins bedrohliche Truppenbewegungen festgestellt hatten. Masson hielt es für sicher, dass die Wehrmacht in der Nacht auf den 15. Mai die Schweiz überfallen werde. Er und seine Leute waren einem raffinierten deutschen Täuschungsmanöver aufgesessen, das bezweckte, umfangreiche französische Verbände im Jura zu binden. Das Märchen vom deutschen Angriff verbreitete sich schlagartig in der Bevölkerung und führte zu einer Flucht (vor allem der Begüterten) aus Basel, Zürich und anderen als gefährdet geltenden Orten in die Inner- und Westschweiz. Der Angriff auf die Schweiz, von Hitler nie geplant, blieb aus. Grosses Aufatmen.

Nachdem die Wehrmacht das britische Expeditionskorps bei Dünkirchen zur Evakuierung gezwungen hatte, setzte Hitler zur Schlacht um Frankreich an. Die Illusion, nach der die Panzerdivisionen an der Somme oder Seine

aufgehalten werden könnten, löste sich in Luft auf. Am 14. Juni fiel Paris. Der 84-jährige Marschall Pétain bat als neuer Ministerpräsident um Waffenruhe. Am 22. Juni wurde im Wald von Compiègne ein von den Deutschen diktiertem Waffenstillstand unterzeichnet.

Bei Pontarlier standen General Guderians Panzer. In der zweitletzten Juniwoche flüchteten 30 000 französische und 2000 polnische Soldaten samt 5000 Pferden über den Doubs in die Schweiz, wo sie entwaffnet und interniert werden mussten. Ehemalige *unknown unknowns*, die fürs Land zu belastenden *knowns* geworden waren.

Hitler herrschte über den Kontinent. Die Schweiz war von den Achsenmächten eingeschlossen. Unsere Bevölkerung war tief verunsichert. Um sie zu beruhigen, verfasste Bundespräsident Pilet eine Radiorede. Er warnte die Schweizer, dass Waffenstillstand nicht Friede bedeute und «die Feindseligkeiten mit dem britischen Empire auf dem Meer und in der Luft andauern». Trotzdem könne in «naher Zukunft eine teilweise und stufenweise Demobilisierung unserer Armee in Aussicht genommen» werden. Pilet sah keine militärische Gefahr mehr, wohl aber die wirtschaftliche:

deutschen, von Etter pathetisch vorgetragenen Fassung. Die deutsche Übersetzung von Pilets elegantem Französisch war miserabel und auch für einen intelligenten Zuhörer kaum verständlich. Trotzdem wurde die Rede mehrheitlich positiv aufgenommen. Die sozialdemokratische Presse begrüßte das Versprechen, Arbeit zu beschaffen. Vorbehalte gab es gegenüber der Aussage «auf Grund eigener Machtbefugnisse». Wollte der Bundesrat diktatorisch handeln?

Der Bundesrat handelte. Sofort setzte er eine hochkarätige Arbeitsbeschaffungskommission unter dem Präsidium des sozialdemokratischen Fraktionschefs Robert Grimm ein, des Marxisten und «Landesstreik-Generals», der bereits als Chef der für Heizmaterial und Benzin zuständigen Sektion «Kraft und Wärme» seine Fähigkeit als Verwaltungsmann bewiesen hatte. Eine Schweizer Delegation unter Minister Jean Hotz erreichte in hartnäckigen Verhandlungen mit den Deutschen ein akzeptables Abkommen, das auf längere Sicht die lebenswichtige Kohleeinfuhr sicherstellte und mit Aufträgen für Werkzeugmaschinen, Waffen und andere Fertigprodukte viele Schweizer Fabriken am Leben erhielt.

ruhigen Art Vertrauen. Der Plan Wahlen, der einen teilweisen Umbau der Landwirtschaft von Viehzucht auf Getreideanbau und das Pflanzen von Gemüse in Gärten und Parkanlagen vorsah, wurde von Presse und Volk dankbar aufgenommen. Endlich konnte man selber etwas tun, auf dem Balkon ein paar Tomaten setzen.

Sobald der Winter angebrochen war, ruhten in Europa die Waffen – mit Ausnahme des Bombenkriegs über Britannien. Die Engländer gaben nicht nach. Der Krieg werde lange dauern, sagte Pilet einem Journalisten, aber die Deutschen würden ihn nicht gewinnen. In der Schweiz kehrte der Alltag ein mit Kino, Theater, Konzerten, Fussball- und Eishockeymeisterschaft («Bibi» Torriani – Hans und «Pic» Cattini, der berühmte Davoser Ni-Sturm!). Es gab viel Sonne und Schnee, alles fuhr Ski. Die Gasthöfe waren voll, auch wenn man mit Rationierungsmarken zahlen musste.

Lehren aus 1940 für die Zeiten der Corona-Seuche? Für den Bundesrat, der den Gang der Weltgeschichte nicht beeinflussen konnte, galt es, kühl zu bleiben, rasch auf neue Entwicklungen zu reagieren, das Nazi-Virus (und das bolschewistische) von der Schweiz fernzu-

 **Naef** Rohrinnensanierungen | Das Original
GROUP | Schweizweit führend seit 1985

 35 Jahre
1985 - 2020

«Unser Handel und unsere Industrie, unsere Landwirtschaft müssen sich neuen Umständen anpassen [adapter]. Import und Export sind gegenwärtig blockiert und müssen neue Routen finden.» Dies werde Opfer erfordern, man müsse «den alten Menschen ablegen». In einer verarmten Welt müssten wir mit den Benachteiligten und den Schwachen teilen.

Vertrauen war weg

Am späteren Abend des 24. Juni diskutierte Pilet in seiner Wohnung am Scheuerrain den Redeentwurf mit den Kollegen Philipp Etter, Inneres, und Rudolf Minger, Militär. Man fügte ein Versprechen hinzu: «Die Arbeit! Der Bundesrat wird sie dem Schweizervolk unter allen Umständen beschaffen, koste es, was es wolle [coûte que coûte].» Neu formuliert wurde ein Schlusswort, nach dem «wichtige Entscheidungen» nötig sein würden, «und zwar nicht solche, über die wir lange beraten, diskutieren und abwägen können. Also Beschlüsse, die gleichzeitig überlegt, rasch und auf Grund eigener Machtbefugnisse [décisions prises d'autorité] getroffen würden.»

Die meisten Schweizer hörten am Dienstag, 25. Juni 1940, die bundesrätliche Rede in der

Weil der Bundesrat aus aussenpolitischen Rücksichten vieles, was er tat, verschweigen musste, hielt die Missstimmung im Volk an. Bedeutete die Entlassung von zwei Dritteln der Armee die Kapitulation vor Hitler? Würde der Bundesrat jetzt bei jedem Druckversuch einknicken? «A-quoi-bonisme» griff um sich (Zu was ist das noch gut? Alles hat doch keinen Sinn). Pilet gab die Parole aus: «durer» – dauern, durchhalten. Aber als er mit Wissen des Bundesrats eine Delegation von drei Nazifreunden empfing, machte sich in Presse und Parlament die aufgestaute Frustration Luft. Knapp vermochten Bundesrat und die bürgerlichen Parteien dem Ruf nach Pilets Rücktritt zu widerstehen. Das Vertrauen in den Bundespräsidenten war jedoch weg.

Hamsterkäufe, aber keine Unruhe

Im Herbst beruhigte sich das Land. Die gefürchtete Arbeitslosigkeit blieb aus. Die verhängte Rationierung spärlich gewordener Güter, Textilien vor allem, führte zu Hamsterkäufen, aber keinen Unruhen. Die Schweizer jammerten und murrten, wie es ihre Art ist. Der neue Chef des Volkswirtschaftsdepartements, Walther Stampfli, schaffte mit seiner

halten, die Moral des Volks zu stärken und die Wirtschaft in Gang zu halten. All dies tat er. Pilets Leitwort «pas de précipitation» (nichts überhasten) bewährte sich. Der Bundespräsident ging nicht auf Guisans wohlmeinenden Vorschlag ein, alt Bundesrat Schulthess oder IKRK-Chef C. J. Burckhardt als Emissäre zu Hitler zu schicken. Er wartete ab. Wenn er den Sinn einsah, handelte der Bundesrat rasch. Er verbot die nazifreundliche Nationale Bewegung der Schweiz. Er sah dazu, dass Mann, Frau und Kind beschäftigt waren. Darin lag der Wert des Wahlen-Plans und der gewaltigen Arbeiten an den Untergrundtunnels des Réduit. Der Bundesrat machte 1940 fast alles richtig, ausser dass er schlecht kommunizierte. Allerdings ist es einfacher, zum Virus Klartext zu reden als zum Kriegsgeschehen, wenn «das Ausland mithört».



Hanspeter Born: Staatsmann im Sturm – Pilet-Golaz und das Jahr 1940. Münster. 540 S., Fr. 29.80. Online erhältlich via www.muensterverlag.ch



Fast verliebt

Der Virologe

Von Claudia Schumacher

Die Kinos sind zu, Corona sei Dank. Aber wen sollen Frauen anhimmeln, wenn nicht den nächsten Hollywood-Beau? Die Antwort ist so klar wie verrückt: Der Mann der Stunde ist der Virologe. Gerade hantierte er noch im Kellerlabor an Krankheitserregern herum – nun steht er im Rampenlicht. Es gibt offenbar nur Männer in diesem Beruf, an vorderster Front steht Christian Drosten, «der führende Experte Europas im Kampf gegen das Coronavirus» (*Blick*). Besonders in Deutschland, dem Land seiner Herkunft, sind die Frauen ihm verfallen wie keinem seit George Clooney. Mit Drostens Sexappeal verhält es sich wie mit dem Coronavirus: Je älter die Frauen, desto schutzloser sind sie ihm ausgeliefert.

Tag für Tag um die Mittagszeit bekommen Frauen über 45 Jahren einen Eisprung, wenn die neuste Podcast-Folge von «Das Coronavirus-Update mit Christian Drosten» erscheint. Dort gibt der Mann mit dem Wuschelkopf, den Augenringen des gutverdienenden Workaholics und der schnoddrigen Bubenstimme Antworten auf allerhand Corona-Fragen. Interviewt wird er – natürlich – nur von Frauen. Sie unterbrechen seine langen Expertenmonologe lediglich mit ergebnen Stichwort-Einwürfen.

Christian Heinrich Maria Drosten ist Institutsdirektor an der Charité Berlin. Und er ist der moderne Mann. Immer wieder erwähnt der 48-Jährige sein Kind, dessen Betreuung er sich mit seiner Frau teilt. Oder er erzählt von nachdenklichen Fahrradfahrten durch Berlins leere Strassen. Viele Männer beklagen ja heute, es sei schwierig geworden, Mann zu sein. Bei all den widersprüchlich Erwartungen, die gerade Frauen an sie herantragen. Von einer Krise der Männlichkeit hört man gar. Aber wenn einer da keine Probleme hat, dann ist es der Virologe.

«Christian Drosten bringt seiner Frau gerade das Frühstück ans Bett», las ich neulich frühmorgens einen lustigen Tweet. «Vorher hat er Yoga gemacht, drei Studien gelesen, mit dem Kind gespielt und das Katzenklo saubergemacht. Jetzt ruft Jens Spahn an, aber der muss kurz warten. Christian Drostens Frau möchte noch ein Ei.» Die Krise des Mannes hat der Chefvirologe jedenfalls beendet. Nur die Corona-Krise macht ihm noch etwas zu schaffen.



Frivolität des Geschlechterspiels: Liu Yifei in «Mulan».

Knorrs Kultur

Ewiger Käfig voller Narren

Travestien sind in allen Kulturen hochbeliebt, und Shakespeares Komödien sind voller Hosenrollen. Auch der Film nahm sich ihrer genüsslich an. Von Wolfram Knorr

Beklagenswert, so scheint es, ist die geschlechtliche «Unordnung» nicht nur im dekadenten Westen, sondern auch im Rest der Welt; und das schon seit langer, langer Zeit – jedenfalls in den Dichtungen. Zum Beispiel in China, im Volksgedicht «Hua Mulan» aus der Zeit um 450 n. Chr. Zahlreich sind die Versionen der Ballade, aber in den meisten geht es um eine junge Frau, die sich als Mann verkleidet, um beim Militär Karriere machen zu können. Ende der 1990er Jahre griff Disney die Legende für einen Animationsfilm auf; es galt natürlich, den chinesischen Markt zu erobern. Disney hat einiges verändert, glattgebürstet, aber der Kern ist geblieben: Mulan geht als Junge zum Militär, um ihren gebrechlichen Vater zu schützen, damit er nicht ins Militär muss. Es herrscht Ausnahmezustand, der Feind stürmt die Chinesische Mauer, jeder wird gebraucht. Unter der Führung des Kommandanten Li Shang wächst Mulan zu einem brillanten Krieger heran – mit der Folge, dass sich Shang in ihn beziehungsweise sie verliebt! In Disneys Film wird die Homoerotik nur angedeutet, aber das hat ausgereicht, die Figur zur Ikone der LGBTQ-Bewegung zu machen! In der Spielfilmversion – der Kinostart von «Mulan» musste wegen der Corona-Pandemie verschoben werden – hat man die Figur, angeblich wegen #MeToo, gestrichen.

Vielleicht aber wollte man in der Live-Action-Version auch homosexuelle Bezüge tunlichst

vermeiden, was angesichts zunehmender Toleranz der Geschlechtervielfalt verklemmt wirkt. Schliesslich hat das Spiel damit in unserer abendländischen Kultur eine grosse Tradition und geht – auch – auf den römischen Medicus Galen aus dem 2. Jahrhundert zurück. Der nämlich etablierte die Theorie, Frauen und Männer verfügten über das gleiche Geschlecht, mit dem kleinen Unterschied, dass die Genitalien beim Mann aussen sind und bei der Frau innen. Das kam der herrschenden Geistlichkeit entgegen. Die Kirchenmänner hielten das Schau-Gewerbe erstens sowieso für kindisch und zweitens für moralisch anstössig. Die Frauen hatten für den Nachwuchs zu sorgen und hatten also nichts auf den albernen Brettern zu suchen, die angeblich die Welt bedeuteten. So entstanden, mit schöner Durchtriebenheit, die *breeches roles*, die Hosenrollen, die William Shakespeare zur Meisterschaft entwickelte.

Zu meinen Lieblingsstücken gehört «Zwei Herren aus Verona», auch «Die beiden Veroneser» – ein frühes Stück, das aus unerfindlichen Gründen, soweit sich das überblicken lässt, selten aufgeführt wird. Natürlich werden heute die Frauenrollen auch von Frauen gespielt, was der aberwitzigen Frivolität des Geschlechterspiels (leider) die Spitze nimmt. Zu Shakespeares Zeiten war das noch nicht so, weshalb man sich bei der Lektüre des Stücks die alte Praxis vorstellen sollte, und schon wird's reichlich irre:

Valentin und Proteus sind alte Kumpels aus Verona. Proteus ist gebunden, Valentin nicht; er geht nach Mailand («Die Wunder fremder Länder zu beschauen, / Anstatt daheim in dumpfem Traum die Jugend / In zierberaubter Musse zu vernutzen»). Proteus bleibt wegen Julia, bis sein Vater ihn auch nach Mailand schickt. Zum Abschied gibt Julia Proteus als Treuebeweis einen Ring. In Mailand hat sich Valentin in Silvia verliebt, die Tochter des Herzogs. Kaum in Mailand angekommen, verliebt sich auch Proteus in die schöne Silvia und mobbt übel gegen seinen Freund, um sich ungestört an Silvia ranzuschleimen. Die will aber nichts von ihm. In der Zwischenzeit ist seine Verlobte Julia auch nach Mailand gekommen, dient sich als Page Sebastian ihrem (seinem) Verlobten Proteus an. Der übergibt nun ihm (ihr) den Ring, den er von Julia erhielt, um ihn Silvia als Liebesbeweis zu schenken! Julia also soll als Sebastian den Treuering von Proteus Silvia als Treuebeweis geben. Daraus entwickelt sich eine wüste Räuberpistole, in der die Geschlechter durcheinanderwirbeln. Ein Mann betritt als Julia die Bühne, wird zu Sebastian, um als Mann Proteus' Untreue ihr/ ihm gegenüber blosszustellen. Verdrehter geht's nun wirklich nicht, und die Geschlechts-Identitäten geraten so richtig zum Schillern. Shakespeare war nicht der Einzige, der sich der Travestien bediente. Der Käfig voller Narren hat ewigen Bestand.

In «Tootsie» (1982) spielt Dustin Hoffman einen arbeitslosen Schauspieler, der keine Rollen bekommt, bis er sich kurzerhand als Frau bewirbt und sofort engagiert wird. Die Folge ist ein Schnellkurs in Vorurteilen und Rollenterror – in Zeiten von Weinstein und Co. wieder hochaktuell. Auf diesem Niveau tanzt auch ein Klassiker des deutschen Films aus den 1930er Jahren: «Viktor und Viktoria». 1982 entstand die Hollywood-Version von Blake Edwards («Victor/Victoria») mit Julie Andrews als hungerleidende Sopranistin Victoria. Sie gerät in die Betreuerarme der Tunte Toddy (Robert Preston), die sie als Victor aufmöbelt und in die Cabaret-Szene einschleust. Dort fällt sie mit ihrer Kastratenstimme auf, und Prohibitions-Gangster King (James Garner) verknallt sich in ihn (sie). Ein schwuler Gangster? Darf natürlich nicht sein, und so gehen mehrere Etablissements und Herren zu



Hochaktuell: «Dustin Hoffman in «Tootsie».

Bruch. Das Show-Geschäft als Freistil-Arena. Die bis heute mit Abstand beste und wildeste aller Geschlechterspielereien drehte 1918 das Moral-Schlitzohr Ernst Lubitsch: «Ich möchte kein Mann sein». Ossi, von taufrischem Liebreiz, wird von einer Gouvernante zur Damenhaftigkeit gestriezt; ihr Geheimrats-Onkel wünscht es; Ossi ist ihm zu sehr Wildfang. Die hustet dem was, schmeisst sich in Frack und Zylinder und macht die Biege. In einschlägigen Vergnügungsetablissemments wird sie zur erotischen Planierraupe und macht Frauen wie Männer platt. Am Ende haut sie mit einem ab. Beide in Fräcken, sitzen sie in einer offenen Kutsche und knutschen. Die letzte Szene fiel lange der Zensur zum Opfer!

«Die beiden Veroneser» gibt es neu in einer sehr guten Übersetzung von Frank Günther (DTV-Taschenbuch).

Die aufgeführten Filme sind alle auf DVD erhältlich oder bei Streamingdiensten verfügbar.

Weiterer Tipp

Puerta 7 — Mit Fussball ist es ja zurzeit Essig; der Ball bleibt zwar rund, rollt aber nicht mehr. In Filmen und Serien über das weniger schöne Umfeld, wie etwa «The Football Factory» (2004) oder «The Firm» (2009), ist das Leder kaum noch rund. In der argentinischen Mini-Serie



Raubtierhaft: «Puerta 7».

(8 Folgen) ist es nur noch schlaff. Mit dem Titel sind die berüchtigten «Gate 7»-Ultras gemeint, jene Hooligans, die nicht nur die Spiele aufmischen, sondern sie auch manipulieren, im Stadion dealen und selbst vor Mord nicht zurückschrecken. Nach einem tätlichen Angriff während einer Partie wird die Juristin Diana als neue Security-Chefin in den Verein geholt, um die Machenschaften des Hooligan-Bosses Hector «Lomito» Baldini zu durchleuchten. Interessant an Martin Zimmermans Story («Ozark», «Narcos») ist, neben den deprimierenden, naturalistisch ins Bild gebrachten sozialen Zuständen, der Mime Carlos Belloso als «Lomito». So etwas Raubtierhaftes und zugleich keineswegs Böses gab's schon lange nicht mehr: ein Fan durch und durch, der seine Grenzen nicht kennt, wenn's um seinen Verein geht. Netflix hat die Serie unter dem deutschen Titel «Eine Frau räumt auf» im Angebot. Läuft unter dem Radar der Wahrnehmung, was die Serie nicht verdient. ★★★★★



Unten durch Hunde

Von Linus Reichlin

In meinem Bekanntenkreis geschehen jetzt merkwürdige Dinge. Bea hat zwei Schutzmasken genäht, aus kochfester Baumwolle, dreilagig, in der Farbe *abricot*, damit die Maske zu ihrem Schal passt. Bea hat sich vor der Epidemie standhaft geweigert, für Lukas, ihren Mann, auch nur einen Mantelknopf anzunähen, damit er nicht denkt, sie sei eine Hausfrau. Aber jetzt hat sie die Nähmaschine ihrer Mutter vom Estrich geholt und für Lukas diese dreilagige Maske genäht, die zu tragen er sich allerdings weigert. Wegen der Farbe, die er unmännlich findet; er sieht nicht ein, weshalb er nur wegen der Seuche wie Conchita Wurst rumlaufen soll. Ich schlug Bea vor, ihm eine Maske aus dem Stoff eines Tarnanzugs der Schweizer Armee zu nähen, aber das passt wiederum ihr nicht. Sie sagt, gerade in Notzeiten dürfe man seine Überzeugungen nicht aufgeben. Damit kämpft auch Ursula. Sie ist Vegetarierin, doch beim Einkaufen im Bioladen waren letztes Mal sämtliche Tofuprodukte weggehamstert. Es war nur noch Bio-Salami da. Gemüse isst Ursula keins mehr, wegen der Gefahr einer Schmierinfektion. Also blieb ihr nur die Wahl, entweder ohne Lebensmittel oder mit Bio-Salami nach Hause zu gehen. In diesen düsteren Zeiten entschied sie sich für des Teufels Angebot. Wir müssen aufpassen, dass diese Seuche uns zivilisatorisch nicht um Jahrhunderte zurückwirft. Ich bin dazu übergegangen, Aufbackbrötchen zu essen, weil die Verkäufer bestimmt aufs Frischbrot niesen, wenn wir nicht hinschauen. Diese Leute stammen oft aus Ländern, in denen es für «Ellbogen» gar kein Wort gibt. Die Filialleiter trichtern ihnen zwar jeden Morgen ein, in den Ellbogen zu niesen, aber die Verkäufer denken: «Von was für einem Bogen spricht dieser Mann? Ich niese lieber das Brot an, da ist so viel Chemie drin, dass das Virus abstirbt.»

Man kann niemandem mehr trauen, deshalb esse ich das verfluchte Aufbackbrot, von dem ich zunehme, weil es so knusprig ist. Das Virus macht mich dick. Ich wiege schon vier Kilo mehr als in der «Ära der offenen Kinos», wie mein Freund Bruno jene vergangene Epoche nennt, in der man abends mit 200 (!) anderen Menschen

» Fortsetzung auf Seite 54

in einem Kinosaal gegen das Social Distancing versties. Zu deiner Linken hustete eine Frau die Gegend voll, rechts von dir erzählte dir ein Freund mit feuchter Aussprache von seinem Büroalltag, und von hinten beugte sich einer über deine Schulter und zischte dir ein «Psst!!» ins Ohr. Es ist ein Wunder, dass wir all diese gewaltigen Menschenansammlungen so lange überlebt haben. Heute kann es schon tödlich sein, wenn man zu dritt auf dem Sofa sitzt, weil man ein Kind hat, das nicht zur Schule geht. Clara und Ueli, mit denen ich jetzt häufig telefoniere, machen Home-Office, aber ihre kleine Mia gehört eben auch zum Home.

Wie soll man konzentriert arbeiten, wenn Mia dauernd fragt: «Papa, wann ist die blöde Seuche endlich fertig?» – «Frag Mama», sagt Ueli, während er eine Tabellenkalkulation durchführt. Aber Mama muss unbedingt bis 16 Uhr einen Bericht fertigschreiben, und deshalb sagt sie, noch bevor Mia den Mund aufmacht: «Frag Alexa.» Aber das Schlimmste sei, sagten Ueli und Clara heute am Telefon, dass sie jedes Mal, wenn Mia ihnen einen Kuss gibt, befürchten, dass im Spital alle Beatmungsgeräte schon besetzt sind. Denn das Virus hat mit den Kindern einen Pakt geschlossen: Ihr tragt mich rum, und zum Dank tue ich euch nichts. Etwas Ähnliches gilt für Hunde. Deswegen geht mein Freund Wolfgang überhaupt nicht mehr raus. Er sitzt ganz allein in seiner Wohnung und kann sein Glück nicht fassen: Hätte seine Ex-Frau Kathrin sich nicht vor sechs Monaten wegen eines anderen Mannes von ihm scheiden lassen, wäre sie jetzt noch hier und würde den Abstand von 1,5 Metern nicht einhalten, zärtlichkeitsbedürftig, wie sie war.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein Malbec für Gspürige

Von Peter Rüedi

Auch ich mag es, wenn mir «reiner Wein eingeschenkt» wird. Aber ich halte, abgesehen von einer rigorosen Hygiene bei der Kellertechnik, wenig von «Reinheitsgeboten», beim Wein wie sonst wo. Wo es um sinnliche Erfahrungen geht, gilt keine Regel ohne Ausnahme. Die Vorstellung, reinsortige Weine seien Verschnitten in jedem Fall vorzuziehen, widerlegen einige der grössten Weine der Welt. Wer sich aus achtbaren ökologischen Gründen beim Weineinkauf nur an das Nächstliegende hält, bringt sich womöglich um die schönsten Sensationen, auch wenn die Zeiten längst vorbei sind, wo uns Schweizer beim Winzer in Gehdistanz nur die übelsten Ranzenklemmer erwarteten.

Es muss nicht notwendig ein globalistisch verblendeter Dummkopf sein, wer die Maxime von Bruder Klaus («Stecket den Zun nicht ze wyt») beim Wein für verfehlt hält. Auch ich bin nicht unempfindlich für das Glück im Winkel. Aber abgesehen davon, dass die Ökobilanz einer per Camion aus, sagen wir, dem Wallis angekarteten Flasche, verglichen mit der einer im

Container über den Atlantik herbeigeschifften, sich nicht unbedingt günstiger ausnimmt: Die Weine aus dem argentinischen Mendoza, die Malbecs aus den hohen Lagen an den Hängen der Anden, um endlich auf die zu kommen, sind nun mal mit nichts auf der Welt zu vergleichen. Im südamerikanischen Exil hat die französische Sorte auf sandigen Böden und in kontinentalem Klima mit grossen Temperaturdifferenzen zwischen Tag und Nacht ihre Vollendung gefunden, in Weinen, die dicht und dunkel sind und mächtig und dennoch komplex und elegant wie guter Bordeaux.

Nun werden auch in Mendoza die einzelnen Lagen wichtiger. José Lovaglio Balbo, Sohn der legendären Mendoza-Pionierin Susana Balbo (auf ihrem Dominio del Plata produziert sie über drei Millionen Flaschen im Jahr), verfolgt mit seinem Betrieb Vaglio bescheidenere Ziele – indes nicht, was die Qualität angeht. Sein Malbec Miperal, ein ebenso expansives wie feingewirktes argentinisches Nonplusultra, kommt von einem sehr kleinen Weinberg mit sehr alten Rebstöcken im Ort El Peral, 0,3 Hektar auf 1250 Metern: intensiv, saftig am Gaumen; schwarze Frucht, pfefferige Würze, schokoladige, erdige Anklänge. Feine Tannine, vife Säure. 1500 Flaschen, das hat seinen Preis. Etwas mehr (6000 Flaschen) gibt es vom Agrelo Chacra, dem Preis nach der kleine Bruder des Miperal, aber vergleichbar in der Power und der Finesse; sehr frisch, auch wenn er aus dem heissen Jahr 2017 stammt. «Hier ist nichts laut, nur dicht» (Importeur Gerstl). Sehr harmonisch, aromatisch polyvalent. Eine wunderbare Projektionsfläche für gspürige und fantasiebegabte Trinker.

Vaglio Mendoza Malbec Miperal Distrito del Peral 2017. 14,5%. Fr. 36.–.

Vaglio Mendoza Malbec Agrelo Chacra 2017. 13,5%. Fr. 19.50. Gerstl, Spreitenbach. www.gerstl.ch



Die Bibel Entgrenzungen

Von Peter Ruch

Und die Grenze im Westen ist das grosse Meer und die Küste. Das ist die Grenze der Nachkommen Judas, nach ihren Sippen ringsumher. (Josua 15,12) Als die Klimaerwärmung ein Thema war, las man oft über die Hockeyschläger-Kurve. Die grafische Darstellung

der Erwärmung und des CO₂- Ausstosses zeigt eine solche Form. Ähnlich sehen andere Grafiken aus, so die der Weltbevölkerung, der Lebenserwartung, der Wohnfläche pro Person, der Geldmenge, des Einkommens pro Kopf, der Staatsquote und der Immobilienpreise. Diese Kurven zeigen, dass der Homo sapiens innert weniger Generationen seine Ansprüche explosiv ausgedehnt hat. Er schaffte auch Landesgrenzen ab, erschloss oder beseitigte Urwälder und unterstellte die Tierwelt seiner Verfügung. Auf dem Markt von Wuhan, der als Quelle des Coronavirus gilt, standen lebende Wolfswelpen, Eichhörnchen, Zibetkatzen, Salamander, Krokodile, Skorpione, Ratten, Füchse und Schildkröten zum Verkauf. Auch Afrika kennt viele Märkte mit lebenden Affen, Fledermäusen und Vogelarten – weil die Kühlschränke fehlen. Die Nähe zum Menschen bedeutet eine Willkommenskultur für Krankheitserreger, die auf Tieren leben. Die Londoner Biologin Kate Jones

identifizierte 355 Krankheiten, die zwischen 1960 und 2004 aufgetaucht sind. Davon stammen 200 von Tieren. Die Corona-Pandemie hat als natürliche Reaktion den Rückzug und die Abgrenzung ausgelöst. Die Abwehr erfordert viele Gefässe anstatt des Einheitstopfs. Italien und Spanien haben ihre Gesundheitsversorgung nicht zuletzt wegen der Einheitswährung heruntergespart.

Grenzen konkretisieren die Verantwortung und fördern das Wohl. In der Bibel kommt das Wort *Grenze* am häufigsten im Buch Josua bei der Einnahme des Gelobten Landes vor. Gerade ein gelobtes Land kennt seine Grenzen. Sie sind selektiv durchlässig, aber notwendig, weil auch der Mensch seine Grenzen hat. Dass die Thora nicht-koschere Tiere vom Speisezettel ausgrenzt (Leviticus 11), könnte auf Erfahrungen mit Infektionen zurückgehen.

Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.



Auto

Mein Home-Office

Der Audi e-tron ist der ideale Rückzugsort, wenn man in Ruhe über besondere Zeiten nachdenken will. *Von David Schnapp*

Ziemlich genau zu der Zeit, als in der Schweiz gerade der Strom abgestellt wurde – um ein passendes Bild zu verwenden –, war ich mit dem Audi e-tron unterwegs. Während Wirtschaft und Gesellschaft durch die behördlichen Massnahmen zur Bekämpfung eines Virus in eine Art Halbschlaf versetzt wurden, glitt ich lautlos über die Autobahn, lehnte mich in die ergonomischen Lederpolster, hörte «Delicate Sound of Thunder», ein Live-Album von Pink Floyd, und fand alles eigentlich gar nicht so schlimm.

Das lag zu einem guten Teil an diesem batteriebetriebenen Elektroauto, das zwar ziemlich gross und ziemlich schwer ist – 2555 Kilogramm Leergewicht (mit Fahrer) sind es –, aber gerade deshalb auch eine unglaubliche Gelassenheit und Ruhe ausstrahlt. Die Geräuschdämmung ist vorbildlich, das Auto fährt und lenkt so mühelos und leichtgängig – ein besseres Home-Office ist schwer denkbar. Jedenfalls dann, wenn man sich in Ruhe ein paar Gedanken machen will.

Denn Leute, die gerade gezwungen sind, zu Hause zu arbeiten, kennen das Problem: Die Kinder sollten Wortarten erkennen sowie dividieren, sehen aber nicht ein, warum nicht zuerst Lego-Bauvorhaben umgesetzt werden können. Zu viel Nähe kann ausserdem Beziehungen stark belasten. Es würde mich nicht wundern, wenn im Herbst die Scheidungsrate steigt wie die Infektionsrate.

Zum Glück stand in der Garage mein e-tron. Er war in einem auffälligen Hellblau lackiert

und hatte statt herkömmlicher Aussenspiegel Kameras, die ein Bild der Sicht nach hinten auf einen kleinen Monitor in den Tür-Innenseiten projizieren. Das sieht zwar aus, als wäre man zehn Jahre in die Zukunft katapultiert worden, ist aber tatsächlich eine Funktion, die mir nicht ganz ausgereift vorkam. In der Tiefgarage bei ungünstiger Beleuchtung scheinen meine Augen mehr zu sehen als die Kameras.

Ein grosses Thema bei Elektroautos ist immer noch die Reichweite; manche scheinen von der Angst geplagt, sie könnten mit leerer Batterie irgendwo im Nirgendwo stehenbleiben. Gerade in der Schweiz scheint mir diese Angst vollkommen unbegründet zu sein. Der Elektro-Audi kommt mit voller Batterie etwa 320 Kilometer weit. Ich habe etwas über 400 Kilometer zurückgelegt und dabei einmal am Haushaltsstromnetz in der Tiefgarage und einmal für eine Stunde bei einem Schnelllader mit 28 kW geladen, was insgesamt vollkommen ausreichend war. Audi-Kunden erhalten auf Wunsch mit dem «e-tron Charging Service» eine Karte, die problemlos an sehr vielen Ladepunkten funktioniert und die ideale Lösung für das kontaktlose, rollende Home-Office ist.

Audi e-tron 55 quattro «advanced»

Motor/Antrieb: elektrisch/Allrad; Leistung: 360 PS/2656 kW
 max. Drehmoment: 561 Nm; Batterie: 95 kWh
 Reichweite (WLTP): 411 km; Verbrauch (WLTP):
 28,1 kWh/100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 5,7 sec.
 Höchstgeschwindigkeit: 200 km/h
 Preis: Fr. 91 800.–, Testfahrzeug: Fr. 125 057.–

Jazz

Zeiten der Unschuld

Von Peter Rüedi

Es gibt im Jazz der letzten Jahrzehnte manches, was wie verschämt, mit kaum verhöhlener Entschuldigung daherkommt, in etwa so: Wir tun ja alles, um dieser Musik das ordinäre Parfum auszutreiben, ihre krude, rasante, vitale Vergangenheit, eine Tradition, die sich nicht entblödete, das Publikum (nebst anderem) auch noch unterhalten zu wollen. Als Swing noch eine ihrer unabdingbaren Qualitäten war. Die stellte die Musik vom Kopf auf die Füsse, zuweilen auch auf die wippenden Fussspitzen. Zweifellos entsteht nach der aktuellen Methode des *instant composing* zum Teil grosse Musik, leider aber auch viel gedankenblases, à tout prix «innovatives», also geschichtsvergessenes Gewürge, dem man mit dem alten Ellington-Titel entgegnen möchte: «It Don't Mean a Thing, if It Ain't Got That Swing».

Die Musik, die der Schweizer Trompeter Daniel Schenker mit seinem amerikanischen Partner Chris Cheek am Tenor und Sopran sowie seiner superben, ständigen Rhythmusgruppe (Stefan Aeby am Piano, Dominique Girod am Bass und Elmar Frey am Schlagzeug) auf einer CD mit dem schönen Titel «Times of Innocence» versammelt, ist zwar auch ganz schön vertrackt und virtuos, aber sie swingt wie der Teufel. Sie ist *jazz as jazz can*, ohne Entschuldigung: «The Real McCoy». Und natürlich ist unser Vergnügen daran nicht rein vegetativer Natur. Der Jazz in den Zeiten der Unschuld, in den Tagen des Bebop zumal, war ja keineswegs anspruchslos, aber eben allemal beides: komplex, geistreich, zuweilen schräg, immer mitreissend. Er ist es noch, beweisen Schenker und Cheek. Er ist, dies vor allem, die Musik zweier ebenso bescheidener wie konsequenter Protagonisten (Cheek unter anderem als Partner von Paul Motian), beide empathische Erzähler von Geschichten mit einem Anfang und einem Ende und jeder Menge von Dialogen und Pointen dazwischen. Klug gebaute Kompositionen von Schenker (bis auf eine von Cheek), die sich in den fulminanten Improvisationen fortschreiben. Wundervolle Balladenkunst wie «Katja» oder Up-Speed-Fetzer mit brillanten Unisoni wie «Fulcrum». Jazz von heute. Mit dem Drive fast vergessen geglaubter Zeiten.



Daniel Schenker Quintet feat.
 Chris Cheek: Times of Innocence.
 TCB 36402

Wo Glencore Wunder tut

Der Rohstoffriese Glencore wird in der Kampagne der Konzernverantwortungsinitiative wegen seiner Tätigkeit in Südamerika angegriffen. Ein Besuch zeigt: Der Konzern tritt in Kolumbien mustergültig auf. Seine Kohlemine ist eine Lebensader für Mensch und Natur. *Von Florian Schwab*

Wenn irgendwo in Nordkolumbien in einem Fluss ein Wasserwirbel entsteht, dann fabriziert Stephan Suhner daraus eine Tirade gegen Glencore. Der Chef der Arbeitsgruppe Schweiz – Kolumbien (Ask) versteht sich als Kämpfer für die «kolumbianischen Basisorganisationen, Kleinbauern, Indigenen und Arbeiter». Seine Organisation ist im Zusammenhang mit Fluchtbewegungen linksgerichteter Kolumbianer während der achtziger und neunziger Jahre entstanden. Suhners Vorwurf ist immer der gleiche: Glencore vergiftet die Anwohner und die Umwelt im Einzugsgebiet von El Cerrejón. Die Tagebau-Kohlemine im Departement La Guajira ist weltweit eine der grössten ihrer Art. Zu einem Drittel gehört sie dem Rohstoffmulti Glencore aus Baar ZG.

Seit Jahren greifen Zeitungen von *Woz* bis *Tages-Anzeiger* Suhners Erzählung immer wieder auf. Auch die Initianten der Konzernverantwortungsinitiative (Kovi) verbreiten sie eifrig: «Glencore vergiftet Flüsse in Kolumbien», heisst es in Spendenaufrufen von PublicEye, der früheren «Erklärung von Bern». Kronzeuge ist Stephan Suhner von der Ask: «Als wir vor Ort waren, hatte Cerrejón die Regenzeit genutzt und viel Wasser abgelassen.» Dieses Wasser sei «wahrscheinlich mit Schwermetallen, Schwefel etc. belastet». Auch einen Propagandafilm über das angebliche Umweltverbrechen haben die Kovi-Initianten mit Hilfe von Suhner drehen lassen.

Aber stimmen die Vorwürfe? Gespräche mit Ortskundigen nähren Zweifel. «El Cerrejón ist ein beispielhaftes Unternehmen», sagt Rubén Darío Lizarralde, ehemaliger Landwirtschaftsminister Kolumbiens und Sozialunternehmer im Agrarbereich. Andrés Etter Röthlisberger, Professor für Umweltwissenschaft an der renommierten Universidad de los Andes in Bogotá, erklärt: «Die Umweltvorschriften für den Bergbau sind äusserst strikt. Die Behörden überwachen deren Einhaltung bei den grossen internationalen Firmen akribisch.»

Mitte Februar ist die *Weltwoche* nach Kolumbien gereist, um sich ein eigenes Bild zu machen. Zwar hat eine Mine dieser Grössenordnung durchaus einen Einfluss auf die Natur. So reisst die Kohleförderung grosse Krater in die Landschaft. Doch die Minenbetreiber räumen der Abfederung solcher Auswirkungen eine hohe Priorität ein. Verglichen mit anderen wirt-

schaftlichen Tätigkeiten, ist der Kohlebergbau wenig umweltschädlich, und die Belastung entsteht nur vorübergehend. «Nach Ende der Förderung sind wir verpflichtet, das gesamte Gelände umfassend zu renaturieren», erklärt Juan Pablo Lozano Silva, leitender Umweltingenieur bei El Cerrejón. Von den gut 14 000 bislang bearbeiteten Hektaren (0,7 Prozent der Oberfläche des Departements Guajira) seien 4208 schon wieder im Status der Wiederbelebung von Flora und Fauna.

Umweltreservat in der Mine

Das gilt etwa für den Arroyo Bruno, einen für die Kohleförderung teilweise umgeleiteten Wasserzubringer des einzigen grösseren Flusses der Guajira. Seit knapp zwei Jahren renaturiert El Cerrejón den Bach in der Nähe seines angestammten Bettes. Fachleute des Unternehmens kümmern sich darum, dass die Ufer mit der ursprünglichen Vegetation neu bepflanzt werden – ein weltweit beachtetes Modellprojekt. Aus der Perspektive von Umweltwissenschaftler Etter geht man mit der Renaturierung sogar einen Zacken zu weit: «Im Verhältnis zum Nutzen für die Natur ist es eher zu viel Aufwand.»

Am Rand der Mine haben Wissenschaftler des Umweltinstituts Alexander von Humboldt in Bogotá einige Hektaren des in der Guajira rar gewordenen, ökologisch aber sehr wertvollen trockenen Tropenwalds abgezaunt. Mit der Akribie von Buchhaltern studieren sie die Pflanzenwelt und gewinnen Einsichten für die Aufforstung. Die von der Minentätigkeit unberührten Gebiete innerhalb des Konzessionsgebiets von El Cerrejón zeichnen sich sogar durch eine im Vergleich zum Umland erhöhte Artenvielfalt aus. Das hat die Umweltwissenschaftlerin María Claudia Franco Roza im

Rahmen einer Doktorarbeit an der Universidad de los Andes herausgefunden. In den naturbelassenen Rückzugsräumen des Minen-Areals wurden sogar acht Jaguare entdeckt, die man zuvor vom Aussterben bedroht wähnte.

Was die vermeintliche «Vergiftung» des Flusswassers betrifft, so berufen sich die Ask und die Kovi-Initianten auf Angaben von Cinep und Indepaz. Dabei handelt es sich um zwei linke kolumbianische NGOs, die beide auch schon Schweizer Entwicklungshilfegelder erhalten haben. El Cerrejón widerspricht vehement. Der von Suhner verbreitete Vorwurf, die Mine leite



Für den Bergbau gelten strikte Umweltvorschriften.

gezielt Abwasser aus den Gruben in den Fluss, sei «kategorisch falsch», sagt Umweltingenieur Lozano. Erstens weise das in der Mine gestaute Wasser «keine problematische Schwermetallkonzentration» auf, und zweitens gelange das Wasser aus den Gruben gar nicht in den natürlichen Kreislauf.

Allenfalls fliesse – bei sehr starken Regenfällen – das über den Abraumhalden anfallende Niederschlagswasser teilweise in die natürlichen Gewässer, was aber unbedenklich sei. Als Auflage der kolumbianischen Umweltbehörden führen die Minenbetreiber genau Buch über die Menge und Zusammensetzung des abfliessenden Wassers. Das Total dieser Abflüsse in Richtung des Río Rancheria entspricht während der Regenmonate etwa 0,004 Prozent der totalen Flussmenge dieses Flusses. Zu jeder Zeit sei die Einhaltung der strikten Grenzwerte der kolumbianischen Abwasserverordnung gewährleistet.

Die *Weltwoche* hat die Probe aufs Exempel gemacht. Sie hat dem Río Rancheria zwei Wassermuster entnommen: eines vor dem Konzessionsgebiet der Mine und eines unmittelbar unterhalb. Das Labor für Umweltstudien der Universidad Nacional in Bogotá hat den Gehalt an Schwermetallen in beiden Proben gemessen. Die Messergebnisse fallen exakt identisch aus: weniger als 0,01 Milligramm (mg) Kadmium, weniger als 0,003 mg Arsen und Quecksilber sowie weniger als 0,1 mg Nickel und Chrom. Damit dürften zwar die Grenzwerte der kolumbianischen Trinkwasserverordnung teilweise überschritten sein – allerdings ist das bereits der Fall, bevor der Fluss die Mine überhaupt erreicht. Für die erhöhte Grundbelastung des



Ingenieur Lozano.



Weltweit beachtetes Modellprojekt: Renaturierter Fluss Arroyo Bruno auf dem Minengelände von El Cerrejón.

Keine Gewässerverschmutzung

Grenzwert gemäss kolumbianischer Trinkwasserverordnung

	Vor der Mine	Nach der Mine	Grenzwert
Cadmium	<0,01	<0,01	0,003
Quecksilber	<0,003	<0,003	0,01
Arsen	<0,003	<0,003	0,01
Chrom	<0,1	<0,1	0,05
Nickel	<0,1	<0,1	0,02

QUELLE: WELTWOCHEN, UNIVERSIDAD NACIONAL (BOGOTÁ)

Getestete Wassermuster im Río Ranchería.

Flusses mit Schwermetallen sind vermutlich Rückstände aus Düngemitteln verantwortlich, die in den oberen Flusslauf gelangen. Die Minenverantwortlichen berichten, auch die kolumbianische Staatsanwaltschaft sei schon einmal bei ihnen aufgekreuzt und habe an denselben Stellen getestet – danach habe man nie mehr etwas von ihr gehört. Professor Etter sagt, er könne sich «nicht vorstellen, dass der Kohlebergbau nennenswert zur Schwermetallkonzentration im Río Ranchería beiträgt».

Je genauer man hinsieht, desto weniger glaubwürdig erscheint die Darstellung der Ask und der Kovi-Initianten. Trotzdem: Im Gespräch mit Anwohnern der Mine wird immer wieder der Vorwurf der Wasserbelastung laut. Es ist, als seien die Leute in der Guajira darauf trainiert, Besuchern aus der reichen Schweiz Stephan Suhners Geschichte von der bösen Glencore zu erzählen. Kenner der örtlichen Verhältnisse erstaunt das nicht. Die Guajira ist eines der ärmsten Departemente Kolumbiens; und die Mine El Cerrejón ist das einzige funktionierende Grossunternehmen weit und breit. «Es

hat sich zu einem Geschäftsmodell entwickelt, Vorwürfe gegen internationale Minenbetreiber zu erheben – ob berechtigt oder nicht», sagt Umweltprofessor Etter. Wem es gelingt, den Status eines Opfers der Kohlemine zu erlangen, der bekommt Aufmerksamkeit und vielleicht sogar Geld.

Die wichtigsten Belastungszeugen der Ask gegen El Cerrejón wohnen in Provincial, einem kleinen Reservat der Wayú-Indianer. Die Bewohner lassen sich juristisch vom Anwaltskollektiv José Alvear Restrepo beraten, einem politischen Zusammenschluss linker Anwälte aus Bogotá. Das Kollektiv wurde letztes Jahr von einem grossen Skandal erschüttert, als bewiesen wurde, dass es einen General der kolumbianischen Armee mit fabrizierten und gekauften Zeugenaussagen ins Gefängnis gebracht hatte. Die Bewohner von Provincial überziehen El Cerrejón mit Gerichtsverfahren und stehen den ausländischen NGOs für jedes gewünschte Statement gegen Glencore und El Cerrejón zur Verfügung. Am Dorfeingang des Reservats: ein kleines weisses Häuschen, dessen Wände mit den revolutionären Schlachtrufen verschmiert sind, «Hasta la victoria siempre!» und «Venceremos!».

Ihr Interesse für die angeblichen Opfer von El Cerrejón haben die Nichtregierungsorganisationen erst entdeckt, nachdem Glencore und die beiden Miteigentümer BHP Billiton und Anglo American dem kolumbianischen Staat dessen Anteil an der Kohlemine abgekauft hatten. Das war um die Jahrtausendwende. Zuvor hatte die Mine bereits fünfzehn Jahre lang operiert, ohne dass in der Schweiz ein Hahn danach gekräht hätte.

Bereits bei seiner Planung Mitte der siebziger Jahre hatte das Grossprojekt Modellcharakter. So wurde für den Transport der Kohle von der Mine zum eigenen Hafen eine 150 Kilometer lange Eisenbahnlinie gebaut. Auch wurde der Hafen von Anfang an auf geschlossene Direktbeladung ausgelegt, bei der der Rohstoff auf überdachten Förderbändern direkt in den Schiffsbauch gelangt. Im Gegensatz zur herkömmlichen, offenen Beladung per Lastwagen gerät dabei nur verschwindend wenig Kohlestaub in die Luft. Die Weltbank bedachte El Cerrejón sogar mit einem Kredit. Das Projekt sei «ein wichtiger Beitrag zur langfristigen Energieentwicklung und zur Verbesserung der kolumbianischen Handelsbilanz»; es weise «keine signifikanten Umweltrisiken» auf.

Kritik immer schriller

Seit dem Einstieg der neuen Eigentümer hat sich die Umweltbilanz von El Cerrejón in jeder Beziehung nochmals massiv verbessert. Trotzdem wird die Kritik der NGOs immer schriller. Das Ziel von Ask und Co. ist die Schliessung der Mine, und zwar noch bevor deren Konzession im Jahr 2034 ohnehin ausläuft. Es wäre ein Propagandasieg, der auch die Armen in der Guajira teuer zu stehen käme. El Cerrejón erwirtschaftet rund die Hälfte des Bruttoinlandprodukts in dem ansonsten weitgehend mittellosen Departement. In den letzten zwanzig Jahren hat das Unternehmen insgesamt weit über zwei Milliarden US-Dollar an Steuern und Lizenzgebühren in die Staatskassen gespült. Die Mine schafft rund 12 000 Arbeitsplätze und ist der grösste private Arbeitgeber. Gelebte Konzernverantwortung eben.



Tamaras Welt

«Corona war wie Ertrinken»

Nicht nur alte, auch jüngere, mittelalte und gesunde Menschen erkranken schwer am Coronavirus. Das zeigt die Geschichte der deutschen FDP-Politikerin Karoline Preisler. *Von Tamara Wernli*

Karoline Preisler, Sie sind 48, Politikerin aus dem ostdeutschen Vorpommern. Bei Ihnen ist die Corona-Krankheit schwer verlaufen, jetzt sind Sie wieder gesund. Wann haben Sie gemerkt, dass etwas nicht stimmt?

Bei den ersten Anzeichen war ich schon in freiwilliger Quarantäne. Zuerst hatte ich Halsschmerzen, Husten und starke Kopfschmerzen, das Gefühl, eine Erkältung zu bekommen. Es steigerte sich dann ziemlich schnell, innerhalb von zwei, drei Tagen war ich schwerkrank. Ich hatte Atemnot, und trotz der Isolation konnte ich nicht mehr durch die Wohnung laufen oder mich nach den Kindern erkundigen, die in ihren Zimmern isoliert waren. Dazu reichte die Luft nicht mehr. Ich hab dann alle körperlichen Aktivitäten eingestellt, um so wenig Sauerstoff wie möglich zu verbrauchen.

Atemnot muss die Hölle sein.

Ja, der Puls rast, und es fühlt sich an wie Ertrinken.

Wissen Sie, wo Sie sich angesteckt haben?

Bei meinem Mann, aber bei ihm ist die Krankheit mild verlaufen.

Sie sind vierfache Mutter. Ist es in einem grossen Haushalt überhaupt möglich, nicht alle Familienmitglieder anzustecken?

Ja, meine Kinder wurden nicht angesteckt. Wenn man bestimmte Regeln einhält, kann man es vermeiden. Trotzdem ist es sehr ansteckend: Ein Corona-positiv-kranker Mensch steckt im Durchschnitt drei andere an.

Sie hatten die Symptome und litten an Atemnot. Was war Ihr nächster Schritt?

Ich habe beim Hausarzt angerufen. Aber die Hausärzte fürchten sich um die anderen Patienten und auch davor, dass die Praxis geschlossen wird, wenn man dort als Coro-

na-Patient erscheint. Darum kam er nicht zu mir. Ich habe zum Glück schnell Unterstützung vom örtlichen Gesundheitsamt bekommen. Sie haben mir den Krankenhausplatz besorgt.

Wurden Sie von einem Krankenwagen abgeholt, klopfen Leute in weissen Schutzanzügen an die Haustür?

Ja, man fühlt sich ein bisschen wie bei einer Reaktorkatastrophe. Es fuhr ein Auto vor, Menschen mit Schutzanzügen, Schutzbrillen, Atemschutzmasken und Handschuhen stiegen aus, man konnte von niemandem das Gesicht erkennen. Ich selbst trug auch Atemmaske und Handschuhe. Die Szene löste in meiner Kleinstadt einen Menschauflauf aus. Denn das ist schon ziemlich *spooky*.

Das klingt tatsächlich wie eine Filmszene aus «Contagion». Welche Gedanken gehen einem da durch den Kopf?

Ich habe an die Kinder gedacht. Ich bin ein rationales Wesen, aber für die Kinder war es der Super-GAU. Besonders, weil der Vater in dem Moment noch weit weg war, in Quarantäne an seinem Arbeitsplatz in Berlin. Sie durften, da unter Quarantäne, ihr Zuhause nicht verlassen, und niemand konnte von aussen helfen. Später konnten wir dann Hilfe organisieren.

Im Spital wurden Sie positiv getestet. Welche Behandlung erhielten Sie?

Ich bekam einen Schlauch für in die Nase, den ich selber an- und ablegen konnte, ein Inhalationsgerät und Medikamente zur Erweiterung der Lungenbläschen. Am Anfang hing der Schlauch permanent dran, nach ein paar Tagen noch stundenweise. Durch den Sauerstoffmangel konnte ich nur etwa drei Stunden schlafen, also kamen noch Schlaf- und Schmerzmittel hinzu, weil die Lunge sehr weh getan hat.

Sie haben ein Corona-Tagebuch auf Twitter geführt, um Informationen an «Corona-Laien» weiterzugeben, und auch, damit sich Erkrankte nicht alleine fühlen. Am Tag fünf haben Sie von «wenig Zuversicht» geschrieben. Gab es Momente, in denen Sie dachten, Sie würden die Krankheit nicht überstehen?

Es gab sehr schwere Zeiten. Denn selbst wenn man diese Krankheit übersteht, weiss man nicht, was sie mit einem gemacht hat. Ich teste jetzt negativ, ich kann aber kein Lied mehr singen, kann keine Treppe ohne Pause steigen, auch unser Skype-Gespräch erschöpft mich sehr. Und keiner weiss, wie lange dieser Zustand andauern wird. Ich war sehr am Boden zerstört, wusste nicht, wie es mit meinen Kindern und meinem Mann weitergehen würde.

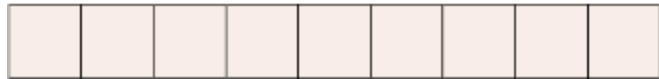
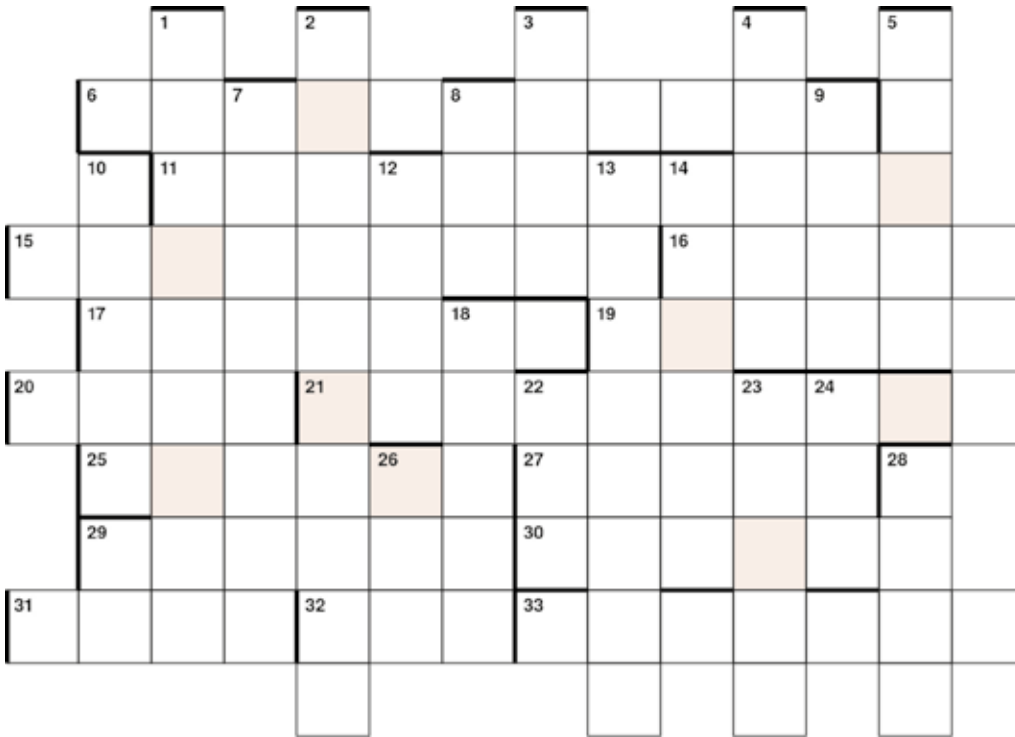
Das Versagen eines gesunden Menschenlebens ist mir durch die Krankheit deutlich geworden. Sie sind eine gesunde 48-Jährige, haben keine Vorerkrankungen. Bisher haben wir Jüngeren und Gesunden uns damit etwas beruhigt, dass schwere Krankheitsverläufe vor allem bei sehr alten Menschen und solchen mit schweren Vorerkrankungen auftreten. Wie hat sich der Arzt die Entwicklung bei Ihnen erklärt?

Ja, ich leide an keiner Krankheit. Es gibt sicherlich fittere Menschen, aber ich bin zweimal pro Woche zum Sport gegangen. Einzig als Kind hatte ich einen Hang zu Asthma. Das ist aber viele, viele Jahre her. Womöglich spielte das eine Rolle, wir wissen es derzeit nicht genau. Die Erklärung wird wohl folgen, wenn wir die Daten global ausgewertet haben. Ich habe auch von dreissigjährigen, sportlichen Männern auf der Intensivstation gehört, bei denen die Lungen versagt haben. Es ist beängstigend.

Sind Sie jetzt immun gegen das Virus und können Ihre Kinder nicht mehr anstecken?

Die Ärzte sagen, dass ich etwa ein Jahr immun sein werde, in den nächsten Tagen werden sich noch mehr Antikörper bilden. Ich kann auch meine Kinder nicht anstecken. Dass ich niemanden mehr anstecken kann, erleichtert mich unheimlich, so kann ich mich um andere kümmern, die jetzt Hilfe benötigen.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel. Aktuelles Video auf www.weltwoche.ch

**Lösungswort** — Keller

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **6** Er kann bei Absatzverlusten eine Umsatzsteigerung verzeichnen. **11** Verwandeln Reisebusse parkende Fahrer in Cars parkierende Chauffeure. **15** Löst Probleme mit dem Antrieb auf Antrieb. **16** Radschläger tragen sie auch am Schwanz und halten damit Feinde auf Distanz. **17** Dawkins kulturelles Genetik-Analogon ist anfänglich – kein Versehen – mit Netzphänomen versehen. **19** Sogar Streichholzschächtelchenschichten ist leichter gesagt als __. **20** Der Bursche sitzt tagein, tagaus im Feinschmeckerlokal. **21** Bovin-medizinische Bilanz: Rückbildung der Gehirnschubstanz. **25** Schluss mit lustig! Der Asiat unter den Orkanen. **27** Wenn sie nicht gerade die frohe Botschaft überbringen, hört man sie sie auf Feldern singen. **29** Herzoglicher Zweiradlamborghini. **30** Die Polemkinsche Hintertreppe zu Europas Brotkorb ist dort vor Ort. **31** Statt eines Neuralisators hatte dieser Man in Black eine Gitarre im Gepäck. **32** Ein Alias für Strudel oder, ausgeschrieben, alias. **33** Hutzelmann Hörbes Zottelschratz-Freund.

Senkrecht — **1** Ein echter Seebär fährt nie rückwärts, aber wenn schon, dann dahin. **2** Kann man darauf sitzend schon die Lunte riechen, wäre es wohl besser, sich schnellstmöglich zu verkriechen. **3** Bis dahin zeitlich bis hierher. **4** Die Ergebnisse erfordert einiges an Tapferkeit. **5** Herzige Niederdruckleitungen. **7** Ungeheuer unauffällig und an un zudem ungeheuer. **8** Wikingerwein aus Wasser, Würze und winziger Wabenweber Werk. **9** Bringt Verletzte flugs ins Spital. **10** Verhält sich in Sonnennähe auffällig ausschweifend. **12** Was der nicht kann – an kan dran der einzige staatliche Lateiner –, kann gemäss Kindermund keiner. **13** Dort ist, was oder wer verloren oder vermisst. **14** Lebensendzeitimmobilieneinrichtungsstücke oder Blutsaugertaglagerstätten. **18** Ist, von ganzem Herzen, nicht in Gin, aber dafür in «in Gin» drin. **22** Schützt bei Applikation vor Transpiration oder ist zumindest als Mief-Regulativ aktiv. **23** Gewissermassen der Abendland-Bekleidungsgegenstand. **24** Dagegen hilft eine öffentliche Dusche mit Eiswasser leider nur indirekt. **26** Hegels Haushügel. **28** Standfest wie eine Schuhsohle. **29** Zuweilen hier, gelegentlich dort und manchmal zumal.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 660

Waagrecht — **6** KOMASAUFEN **11** PIERCINGSTUDIO **14** LAW: engl. Gesetz **15** SAUER **16** RUE: franz. Strasse **17** DETAILVERLIEBT **20** [MEER][KATZE]: afrikanischer Affe **23** DEZ(ember) **25** MARONI **26** TAPIRE: Anagramm von «Partei» **28** AMT **29** MAO Zedong **30** [EXA][KT] **32** MASSEUSE: Wird laut Duden in der Form überwiegend für Prostituierte verwendet. **33** TEEN

Senkrecht — **1** VORWAERTS **2** MAIS **3** BAGUETTE **4** OFT **5** DILEMMA: Tönt wie «die Lämmer». **6** (I)KEA **7** MCXI: Die römische Zahl 1111 **8** USER: PEBKAC steht für «Problem Exists Between Keyboard And Chair». **9** EURIDIKE **10** SIEBZEHN **12** NAVAIO: indianisches Volk und dessen Sprache, arbeiteten im 2. Weltkrieg als Funker für das US-Militär. **13** DUE: ital. zwei **18** TEAMS: Teamwork makes the dream work. **19** LEPATS: rückwärts «Stapel», Anagramm von «Spalte» **21** ROME: engl. Rom **22** KNAUF **24** (Einh)ER **27** Wie die AXT im Walde **31** TED: Filmkomödien

Lösungswort — **BEINARBEIT**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



GOLDHANS – DIE ANLAGEMÜNZE DER EIDGENOSSEN.

Es ist immer ein guter Zeitpunkt für Degussa Anlagemünzen. Einen besseren als heute, gibt es jedoch kaum. Besonders empfehlenswert ist dabei der Goldhans, die heimische Gold- und Silbermünze, die wir exklusiv vertreiben. Mit seinen Gewichtsgrößen von einer Unze und einem Kilogramm ist er das Schweizer Pendant zum Krügerrand, zum Maple Leaf und zu anderen offiziellen staatlichen Anlagemünzen.

Als grösster bankenunabhängiger Edelmetallhändler in Europa stellen wir mit Ihnen Ihr persönliches Portfolio aus Barren und Münzen zusammen. Alle unsere Degussa Barren sowie auch der Goldhans verfügen über eine Banken-Valorennummer. Gerne können Sie Ihre Wertgegenstände auch in Ihrem Schliessfach bei uns lagern.

Weitere Informationen
und Onlineshop unter:

DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH

WIR SIND
AUCH ONLINE
FÜR SIE DA

VERKAUFGESCHÄFTE
(VORÜBERGEHEND GESCHLOSSEN):

BLEICHERWEG 41 · 8002 ZÜRICH
TELEFON: 044 403 41 10

QUAI DU MONT-BLANC 5 · 1201 GENÈVE
TELEFON: 022 908 14 00

